



Die Geschichte vom Pfefferkuchenreiter.

Von

Julius Lohmeyer.

Original-Zeichnung von Fedor Kliner.

Ich war ein Stabstrompeter,
Ein Reiter hoch zu Pferd,
Und ward dem kleinen Peter
Zum Weihnachtsfest bescheert.

Doch weil aus Pfefferkuchen
Gemacht ich armer Tropf,
Wollt' er mich gleich versuchen
Und biß mir nach dem Kopf.



Doch als schon meine Nasen
Von seinem Zahn bedroht,
Da fing ich an zu blasen
In meiner größten Noth.

Ich blies ihm in die Ohren:
„Ach Peter, gib Pardon!“
Und gab dem Pferd die Sporen
Und ritt im Trab davon.

Hopp, hopp, ging's durch die Stube,
Der Peter hinterdrein,
Und richtig holt der Bube
Mich vor der Thür noch ein.

Er rief: „Wart', wart' mein Reiter,
Ich eß' dein Kößlein auf,
Damit du mir nicht weiter
Entrinnst in raschem Lauf.“

Ich hört's mit Angst und Staunen,
Schrie Peter wohl und Mord,
Doch aß er mir den Braunen
Dicht unter'm Sattel fort.

Und eh' ich mich erholen
Noch konnt' von meinem Schreck,
Aß er auch die Pistolen
Mir sammt dem Sattel weg.

Da zog ich aus der Scheide
Mein Säbelchen im Nu,
Doch aß der Schlingel beide
Und lachte noch dazu.

Mit einem festen Sprunge
Kannt' ich ihm nun davon,
Doch war der stinke Junge
Mir auf den Fersen schon.

Doch da die kleine Kage
Grad aus dem Zimmer schlich,
Schwang ich mit einem Sage
Auf ihren Rücken mich.

Ich blies ihr in die Ohren:
„Greif' aus mein Kößlein hopp!“ —
Und gab ihr fest die Sporen;
Da ging es im Galopp.

Das Käglein voll Entsetzen
Sprang mit mir querselbein,
Das Büblein nach in Sägen,
Doch holt' es uns nicht ein.

Erst auf geheimem Plätzchen
Im tiefen grünen Wald,
Da streichelt' ich mein Käzchen
Und rief: „Mein Miezchen, halt!“

Und blies gar frisch und heiter
Mein Lied zum Wald hinaus:
„Ich bin ein freier Reiter,
Und laß' das Büblein aus.“

„Nun hab ich doch ein Kößlein,
Viel' schöner als ich's hatt',
Und reit' nach meinem Schlößlein
Zur Pfefferkuchenstadt.“

Probe aus: „**Fudelnarrisch**“. Ein komisches Kinderbuch von **Julius Kohnmeyer**. (Für die Jüngeren.) Mit 16 großen Farbendruckbildern von **Hedor Hlinzer**. Verlag von **E. G. May & Söhne** in Frankfurt a. M.

Wir konnten hier leider nur die kalten Contouren eines der reichen Farbendrucke wiedergeben, mit denen unser genialer Thierzeichner dieses Werkchen so liebevoll ausgestattet hat. Er hat eine Fülle drolligsten Humors auf diese Blätter ausgestreut und doch ein Kinderbilderbuch geschaffen, das bei aller Keckheit und Lustigkeit nie die Grenzen überschreitet, welche ein sorgliches pädagogisches Empfinden gerade bei dieser Art der Bücher ziehen muß. Diese durchaus komischen Bilderarten nie zu jenen unschönen Verzerrungen und läppischen Caricaturen aus, welche so verderblich auf die Phantasie der Kleinen wirken.



Prinzess Tausendschönchen.

Dramatisches Märchenspiel in vier Acten

von

Hermann Kletke.

Mit Original-Illustrationen von Fedor Kliner.

Personen:

König Brimborius.
 Prinzess Tausendschönchen.
 Erziehungsrath Hühnerzeh.
 Philosoph.
 Hofdichter.
 Zwei Doctoren.

Haushofmeister Breihahn.
 Hofschneider.
 Koch.
 Kellermeister.
 Ein Herold.
 Frau Hühnerzehl, eine Hexe.

Peter Ziebein, ein Schuster.
 Leo, sein Bruder.
 Barbara Ziegel.
 Barbier Schnipps.
 Ein Goldschmied.
 Bürgerseute. Bediente. Soldaten. Volk.

(Schluß.)

Zweiter Act.

Erste Scene.

(Vor der Stadt. Freies Feld in der Nähe von Ziebein's Hause.)

Hexe Hühnerzehl.

Nun bin ich gerächt an dem dummen Ding von Prinzessin! Sie wird jetzt nicht mehr über mich lachen, wenn ich in meinen Holzpantoffeln über die Straßen klappre und auf dem Markte meinen Einkauf mache. Als ich die Heringe mir um den Hals hing, da hat sie recht gefächert und mit den Fingern auf mich gewiesen; und gar, als ich an dem frischen Gemüse roch und die albernen Weiber mich fortjagen wollten — puh, da hat sie gelacht und ist bis auf die Straße gelaufen, um das mit anzusehn. Ja, ja, lache du nur! zur Strafe hab' ich dir deinen Ring genommen. Ich kann ihn aber nicht länger mehr bei mir behalten, er hat eine Kraft, eine Macht, die mir widersteht, er will mit Gewalt von mir fort. Was fang' ich an mit ihm, wo verberg', wo thu' ich ihn hin? Ich will ihn da in den tiefen Wasserbehälter werfen und mich dann in eine Eule verwandeln und daneben auf den Baum setzen und den Ring bewachen. Ich will von dort nicht fortgehn, bis die Prinzessin todt ist, denn sterben muß sie ohne den Ring.

(Sie wirft den Ring in's Wasser.)

Hokus Pokus, Hokus Pokus,
 In dem Wasser liegt der Ring;
 Zu einer Eule werd' ich flink,
 Flieg' auf, flieg' auf,
 Setz' mich auf den Baum drauf. (Ab.)

Zweite Scene.

Peter Ziebein. — Barbara Ziegel.

Barbara.

Also der Leo ist noch nicht wieder zurück?

Peter.

Nein, liebe Muhme, und ich fürchte, ich fürchte, er hat einen dummen Streich gemacht und ist in die weite Welt gegangen. Das Schustern war ihm ohnedies immer zuwider, — ach, meine gute Frau Muhme, das Herz ist mir recht schwer! Es ist freilich wahr, daß der Leo zu wenig oder nichts nitz war, weil ihm die Liebe für's Handwerk fehlte — zuschneiden durft' ich ihn gar nicht lassen, da verschnitt er mir alles Leder, daß das wunderbarste Zeug herauskam — und mit dem Nähen ging's nicht besser; bei alledem aber, so war es doch einmal mein Bruder, und ein recht gutes Herz hatte er, das kann ich Euch versichern, Muhme. Ja, ich wollte doch, daß er wiederkäme, und wenn er noch zehnmal Affen und Eulen aus meinem Leder schnitte. Freilich ist das Häuschen unsrer ganzer Reichthum.

Barbara.

Ja, Peter, und das ist schon recht morsch und mürbe. Zum Winter werdet Ihr das Dach wohl ausbessern müssen. Hm! ich denke noch, was für ein Leben in diesem Hause war, daß die Balken und Fenster klirren, als Eure Mutter Hochzeit machte, Peter. Ich meine, das Haus könnt' so ein Lärmen, Tanzen und Jubeln gar nicht mehr aushalten wie damals. Aber der Leo, der Leo, das Tausendkind! Wie könnt's doch hergehn auf seinem Ehrentag, wenn er des reichen Schmieds Liese heirathen wollte. Der Alte, der kann ja das Geld mit Scheffeln messen, und Kisten und Kisten sind voll. Das schlägt nun der Bursche so alles in den

Wind! Er hat aber was Hochmüthiges von Kind an gehabt, das ist wahr, er geht ganz aus der Familie, er gleicht auch sonst nicht der Ruhme noch dem Better, Gott hab' sie selig!

Dritte Scene.

Die Vorigen. — Barbier Schnipps.

Barbier.

Guten Tag, Peter, guten Tag, Frau Tiegel, wohlauf, gesund, munter? Peter, habt Ihr meine Stiefel schon fertig?

Peter.

Ja, Gevatter, da stehn sie. Seht sie einmal recht an, gelt, die gefallen Euch, nicht wahr? Das ist ein Leder, so weich, so geschmeidig — nun, Ihr werdet zufrieden sein.

Barbier.

Und mit Nägeln tüchtig beschlagen?

Peter.

Das versteht sich, fühlt nur einmal. Wenn Ihr da einem auf die Nase tretet, wächst ihm kein Gras mehr drauf.

Barbier.

Nun, das ist mir auch sonst gerade nicht vorgekommen. Euer Bruder Leo hat mir aber doch nicht wieder die Nägel inwendig geschlagen?

Peter.

Ach du lieber Himmel, der schlägt vielleicht in seinem ganzen Leben keinen Nagel mehr in die Stiefel.

Barbier.

I der tausend, ich hab' ihn ja noch gestern frisch und gesund gesehn, er ging nach dem Walde, da begegnet' ich ihm.

Barbara.

Nach dem Walde? Nun ist es schon recht, in dem Walde ist es niemals geheuer gewesen; wenn ich Euch erzählen sollte, was meine Mutter einmal gehört hat — ja, der Himmel weiß, was dem Leo da begegnen wird!

Barbier.

Aber warum ist denn der Leo in den Wald gegangen, warum sitzt er denn nicht zu Hause, he?

Peter.

Warum? Ja, das ist es eben — fragt nicht, Gevatter, spricht nicht davon, mir ist heute ganz wehmüthig, man hat doch auch sein Gefühl, wenn man gleich nur ein Schuster ist.

Barbier.

Es gehn überhaupt Dinge vor in der Welt, Gevatter! Eine bedenkliche Zeit, in der wir leben, eine bedenkliche Zeit! So'n Mann, der überall herumkommt, wie unser eins, hat schon Gelegenheit, eins und das andre zu hören — die Haare möchten einem zu Berge stehn!

Barbara.

Was giebt es denn, guter Herr Schnipps, was giebt es denn? Ich arme Frau komme so wenig aus und da verpaß' ich halt immer das Allerbeste.

Barbier.

Hört nur einmal, lange kann es nicht mehr so dauern, die Welt muß untergehn, so viel ist sicher!

Barbara.

Du lieber Gott, wie Ihr mich aber erschreckt! was ist das für eine entsetzliche Nachricht; wann denn, wenn denn, Herr Schnipps? Ich möchte mein Bißchen Sachen doch gern noch in Sicherheit bringen; ich bin keine reiche Frau, aber das Meinige hab' ich immer in Ordnung gehalten; da hab' ich noch sechs Stück neue Hemden —

Barbier.

Ei, wenn die Welt einmal untergeht —

Peter.

Aber, Gevatter, Gevatter, ich bin ganz verwirrt, wenn nun die Welt untergeht — ja, was ist denn eigentlich die Welt?

Barbier.

Komische Frage, Peter, wie könnt Ihr so einfältig sein, das weiß ja ein jedes Kind. Die Welt, das bin ich und Ihr und die Ruhme Tiegel und der Beit und der Klaus, und des Königs Palast, und die Welt geht noch viel weiter als bis über die Stadt hinaus, ja gewiß, das thut sie.

Barbara.

O, ich unglückselige Person, ich unglückselige Person! Wo soll ich denn nun mit meinem Bißchen Sachen hin?

Barbier.

Nun, nun, so ängstigt Euch nur nicht zu sehr deshalb. Ein Jährlein oder zwei kann sich's wohl immer noch verziehen damit, aber untergehn muß die Welt, das ist gewiß, dafür sind viel zu erschreckliche Anzeichen. Denkt nur schon mit der Prinzessin, was sich da begeben hat! Da hat ihr nun ein abscheulicher Drache den Ring verschluckt —

Barbara.

Ich hört', es wär' eine Gule, Herr Schnipps.

Barbier.

Nein, ein Drache, Frau Tiegel. Das hätte sich

eine Eule wohl nicht unterstanden, unserer gnädigsten Prinzessin Ring zu verschlucken. Es war ein fürchterlicher Drache, mit Klauen scharf wie ein Scheermesser, rothen Flügeln und grünen Augen, und aus dem Maul ist ihm immerzu Rauch und Feuer gegangen. Ist das nicht ein Anzeichen von dem Untergange der Welt? Und das ein rechtes, will ich meinen.

Barbara.

Du meine Güte, ich dacht' immer, es wär' nur eine Eule gewesen.

Barbier.

Ich sag' Euch ja, ein Drache von der allerschrecklichsten Art; wer Euch von einer Eule gesagt hat, ist schlecht berichtet gewesen. Eine Eule — ha ha! da hätte sich die Prinzess wenig daraus gemacht. Poh Tausend, nur eine Eule, denkt doch! Prinzess Tausendschönchen hat aber über den Drachen den Verstand verloren und giebt nun einen tollen Streich nach dem andern an. Dreihundert Doctors hat der König schon kommen lassen, es kann sie aber kein einziger kuriren, wenn er dem Drachen nicht den Magen umdreht, den Ring herausnimmt und zur Prinzess sagt: Allerschönste Prinzess, da haben Sie Ihren Ring wieder. Wer das kann, bekommt die Prinzessin zur Frau und kann alle Tage so viel essen und trinken, als er nur Lust hat. Es haben sich auch schon etliche Tausend gemeldet mit Ringen. Es sind aber alles nicht die rechten gewesen. Da wollt' ein Jeder den Drachen erlegt haben, und der fliegt alleweil', der Himmel weiß wo herum, und bringt den Hegen Eier und Butter in die Schornsteine.

Peter.

Das ist ja gräßlich, Gevatter.

Barbier.

Nun lebt wohl, ich muß rennen, ich hab' noch in aller Eile ein halb Duzend Efelköpfe zu barbieren.

Peter.

Efelköpfe, Gevatter?

Barbier.

Je nun, Ihr müßt nicht alles so wörtlich nehmen, das ist nur so eine Redensart, die ich von meinen Kunden gebrauche. Und dem Töffel muß ich ein Plaster in's Genick legen, weil er beim Essen gestern das Maul zu sehr aufgesperrt hat, und der Bäckersfrau muß ich zur Ader lassen, weil sie sich über die schöne Mütze von der Schneidersfrau grün und blau geärgert hat. Adjes, auf Wiedersehn. Du, ich muß nur rennen, ich muß nur rennen!

Vierte Scene.

Walde.

Leo.

Ach, wie wunderschön ist es hier! Ich fühle mich so frisch, so gestärkt, so heiter, wie noch nie in meinem Leben. Schon den zweiten Tag bin ich im Walde, aber ich kann nicht sagen, daß ich mich nach Hause zurücksehnte. Ich spür' auch gar keinen Hunger, die Beeren, die ich' gegessen, haben mich ganz satt gemacht. Was ist das für eine herrliche Luft! So ein Wohlgeruch, so eine Frische ist darin. Und die Blätter rauschen ordentliche Melodien, ganz leise, leise, leise! Dazu rieselt das Bächlein dort so fröhlich, und alle Augenblicke klingt einem eine hellliebliche Vogelstimme in's Herz hinein. Wo man geht und steht, spürt man Leben und Frohsinn. Wie ist es da zu Hause ganz anders, bei dem Bruder mit seinem widerwärtigen Stiefelpack, wo jeder Winkel nach Schusterpech riecht und so viel langweilige, alberne Leute hinkommen und zanken und schreien und um eine alte Sohle feilschen, als ob's ein Königreich wär' — nein, ich will nur gar nicht daran denken, ich könnte ganz trübselig darüber werden, und ich bleibe ja auch nicht länger zu Hause, gewiß nicht! Jetzt versteh' ich wohl, was mich immer so unruhig machte, wenn die Vögel lustig am Fenster flatterten und an die Scheiben pickten: das war die Sehnsucht nach dem Walde. Und je länger ich drin bin, desto bekannter scheint mir alles, als ob ich von Kind an schon hier gewesen wär'. Da der große Baum — wenn ich mich nur besinnen könnte, es liegt mir so etwas im Gedächtniß — ich will mich doch ein wenig unter den Baum setzen und drüber nachdenken. (Setzt sich unter den Baum.) Wie die Vögel so wunderhübsch singen! Es ist aber ganz unmöglich, dabei einen rechten Gedanken zu fassen. — Es ist ordentlich, als ob die Bäume eine Stimme hätten. Ihr Rauschen und Flüstern ist so vernehmlich, — aber ich fühle mit einmal eine rechte Müdigkeit, es muß sich köstlich schlafen bei dem Singen der Vögel und dem Rauschen der Bäume. Das ist ein herrliches Plätzchen hier.

(Leo ist eingeschlafen. Zwei Esfen schleichen auf die Scene; sie

stellen sich vor Leo und singen:

Wer früh erwacht,
Hat's oft nicht gedacht,
Kommt, kommt die Nacht,
Ein Auge weint, ein andres lacht.
Esfenmund, Esfenmund
Thut kund, thut kund,
Was verborgen war,
Nacht's offenbar,
Alles, alles offenbar.

Erste Elfe.

Da schläft er und weiß nicht, daß er unter dem nämlichen Baum gelegen hat vor zwanzig Jahren, als ein kleines Kindlein, und daß die Schustersfrau seine Mutter nicht ist, sondern ihn hier gefunden hat im Walde in seinem kostbaren Bettlein, denn er ist eben ein Königssohn, der seinen Eltern geraubt worden.

Zweite Elfe.

Wie ist er aber hier in den Wald gekommen?



Erste Elfe.

Es hat ihn ein Raubvogel von dem grünen Rasen genommen, wo ihn die Wärterin hingelegt hatte, und wie er ihn eben in sein Nest tragen wollte, stieß ein gewaltiger Adler auf ihn. Darüber ist das Kind in seinem Bettlein zur Erde gefallen.

Zweite Elfe.

Was hat denn aber die Schustersfrau mit den kostbaren Bettlein angefangen?

Erste Elfe.

Sie hat sie in einen Kasten gethan und unter der großen Linde im Hofe vergraben, und das Kind, weil es so schön war, hat sie als ihr eignes aufgezogen.

Zweite Elfe.

Ei, was du alles weißt! So weißt du wohl auch, was das für eine Eule war, die dem armen Tausendschönchen den Ring genommen hat?

Erste Elfe.

Freilich weiß ich das. Es war ja niemand anders, als die garstige Huzebuzel, die dort in dem dunklen Grunde wohnt und keines Menschen Freund ist, und die abscheulichste Hexe, die je gelebt hat. Ohne den Ring muß die Prinzessin sterben, das weiß die Hexe wohl. Weil sie ihn aber nicht behalten darf, so hat sie ihn in den tiefen Wasser-

behälter geworfen, hundert Schritt von dem Hause des Schusters, der Leo's Pflegebruder ist. Und sie hat sich als Eule auf den Baum daneben gesetzt und stiert unverwandt in's Wasser, wo der Ring liegt.

Zweite Elfe.

Kann ihn denn niemand herausholen?

Erste Elfe.

Ja, der Leo könnt' es wohl, denn bei seinem Bettlein liegt ein kostbarer Stein. Wenn er den bei sich trägt, kann er in's Meer hinabsteigen und sieht alles, was auf dem Grunde liegt. Aber die Eule wird ihm mit ihren boshafsten Augen das Herz herausziehen, eh' er den Ring noch gefunden hat, wenn er nicht vorsichtig ist. Drum muß er warten, bis sie schläft, und das geschieht alle Morgen nach dem ersten Hahnkräh eine halbe Stunde lang.

Zweite Elfe.

Ach, wie freut' ich mich, wie freut' ich mich, wenn er den Ring bekäm'.

Erste Elfe.

Ich auch, ich auch, und wär's nur um der bösen Hexe willen.

Zweite Elfe.

Kann denn der Schläfer hören, was wir gesprochen haben?

Erste Elfe.

Wenn's ein Sonntagskind ist, sonst nicht.

(Beide Elfen, indem sie Blumen auf Leo werfen.)

Tid, tid, tid, tid,

Ver schläft dein Glück!

Mit dem Wunderstein

Sol', hol' der schönen Braut das Ringelein!

(Sie hüpfen fort.)

Leo (erwachend).

Na, wie ist mir? Was ist das für ein wunderbarer Traum, den ich gehabt habe! Es standen zwei wundervolle Kinder neben mir, die haben gesagt, daß ich ein Königssohn wär'. Ob ich das wirklich nur geträumt habe? (lebbhaft) O, wenn es wirklich so wär'! Aber es war mir doch, als hör' ich deutlich jedes Wort, was sie gesprochen. Es wäre ja herrlich! Ja, ich fühle, es muß so sein. Ich weiß ja jetzt auch, wo der Ring liegt. Daran will ich erproben, ob es Wahrheit ist. Ich bin so erregt, ich könnte aufjauchzen. Ich will nur flink nach dem Brunnen gehn und sehn, ob es zutrifft und ich den Wunderstein wirklich finde. Leb' wohl, du schöner, grüner Wald, leb' wohl, du Baum, an dem ich als ein Kindlein gelegen; habt Dank, habt Dank, ihr lieben Elfen!

Mit dem Wunderstein

Sol' ich der schönen Braut das Ringelein!

Dritter Act.

Erste Scene.

Platz vor dem königlichen Palast.

Breihahn (kommt).

Herr Koch! Herr Kellermeister!

(Koch und Kellermeister kommen.)

Da ist gestern eine große Gänseleberpastete hinausgekommen, die war noch gar nicht angeschnitten.

Koch (leise).

Sein Sie nur stille, ich hab' Ihnen die beste Hälfte aufgehoben.

Breihahn.

Und dreißig Flaschen Wein —

Kellermeister (leise).

Ich schick' Ihnen gleich fünfzehn davon.

Breihahn (leise).

Aber den Tokayer, verstehen Sie mich? den Tokayer.

Zweite Scene.

Die Vorigen. — Hofdichter kommt eilig. — Später der Hoffschneider.

Hofdichter.

Ist denn das wahr, daß sich der ganze Hof von unten bis oben schwarz anziehen muß?

Breihahn.

Versteht sich; es ist der ausdrücklichste Befehl, seit die gnädigste Prinzessin heut' früh von einer düstern, gleichsam schwarzen Schwermuth befallen ist. Der Koch darf auch nur Meerrettig- und andere Saucen zur Tafel bringen, die in die Augen beißen, und die rothen Siegel an den Weinflaschen sind alle schwarz überklebt worden.

Hofdichter.

Das ist ja ein ganz verwünschter Streich! Das ist ja mein einziges Kleid, was ich auf dem Leibe habe, und das ist rosenfarben. Ich kann doch nicht Kopf über, Kopf unter in den Farbenkessel springen und mich schwarz färben. Der Erziehungsrath läuft ohnedies nur herum wie ein Kabe, der braucht nichts.

Breihahn.

Sehn Sie, da kommt schon der Hoffschneider zum Maßnehmen.

Hoffschneider (mit Elle, Schere und einem Bündel Papierstreifen).

Diener, meine Herren, da bin ich. Nun soll's auch gleich an die Arbeit gehn.

Breihahn (leise).

Herr Hoffschneider, ich brauche auch sonst noch ein schwarzes Kleid.

Hoffschneider (leise).

Es wird schon was abfallen.

Breihahn (leise).

Und meine beiden Jungen vergessen Sie nicht.

Hoffschneider (leise).

O, es wird schon was abfallen.

Breihahn (leise).

Wenn ich auch noch zu einer Decke bekommen könnte —

Hoffschneider (leise).

Es wird schon abfallen, es wird schon abfallen.

Hofdichter.

Wollen Sie mir nicht auch Maß nehmen?

Hoffschneider.

Warum denn nicht? mit dem größten Vergnügen. (leiser.) Wir haben nur noch eine kleine Rechnung mit einander abzumachen.

Hofdichter.

Haben Sie denn nicht gestern Ihr Geld bekommen?

Hoffschneider.

Bekommen? ich? wieso? mein Geld?

Hofdichter.

Freilich. Alle Jahre halt' ich einmal großen Zahltag. Da hab' ich auch an Sie gedacht. Gestern früh hab' ich meinen Bedienten mit einem Sack Gelde ausgeschildt, er soll mir aber bis jetzt noch die Quittungen bringen.

Hoffschneider.

Die wird er nie bringen.

Hofdichter.

Woher wissen Sie das?

Ein Bedienter (kommt eilig).

Ihre Hoheit, die Prinzessin, wird gleich durch dieses Zimmer kommen. (Alle rasch ab.)

Dritte Scene.

Die Prinzessin.

Die Prinzessin.

So muß ich also vergehn, vergehn in namenlosen Schmerzen! Es durchwühlt mich, es verzehrt mich tief im Innersten. Wer hilft, wer rettet, wer giebt mir den Ring wieder, der meines Lebens Leben ist? Mit jeder Minute fällt ein Blatt von dem Baume meiner hoffnungslosen Jugend. Wie Alles draußen so lieblich grünt, aus klarer, fröhlicher Brust klingen die hellen Vogelstimmen; um mich, in mir ist die Nacht, die Grabesnacht.

Wo die Cypressen düster schwanken,
Grabt mir ein Grab, ein stilles Grab.

Ruht, ruht, unselige Gedanken,
Im stillen Grab, im Grab, im Grab.
Dann singen Vögel leise, leise,
In dunkler Nacht ihr Schlummerlied,
Cypresse weht in linder Weise,
Daß mich die süße Ruh nicht flieht.

Eine Elfe (singt draussen).

Ruh, habe Ruh!
Hoffe du, hoffe du!
Bald in Freud', lichte Freud'
Wandelt rasch das Leid,
O du allerschönste Braut, noch heut'!

Prinzess.

Welch ein Getöse, Welch ein Leben die Brust
mir durchzieht! Aller Gram, aller Schmerz entflieht!
O, noch einmal singe, holdselige Stimme!

Elfe (singt).

Tag, habe Ruh,
Hoffe du, hoffe du!
Eh' der Tag sich lenkt,
Gott Alles lenkt!
Gott vertraut, vertraut!
Froh, froh, du allerschönste Braut!

Prinzess.

Ha, wär' es möglich! Ich sollte leben, ich sollte
hoffen! Was ist geschehn, mein Herz wird mir so
leicht, so wunderbar leicht. (ab.)

Vierte Scene.

Leo (kommt).

Nun hab' ich den Ring, den kostbaren Ring,
von dem der Prinzessin Leben abhängt. Das ist
doch wunderbar, er sieht nur wie ein gewöhnlicher
Goldreif aus; aber meinem Stein sieht man's ja
auch nicht an, was er für eine wunderbare Eigen-
schaft hat. Puh, was doch eine Gule für ein gar-
stiges Thier ist! Wie es da oben saß und schlief!
Dem Himmel sei Dank, ich hatte gerade die rechte
Zeit abgepaßt. Ich wollte, der Ring besäß' auch
sonst noch eine Wunderkraft und ich könnte mir was
wünschen, so wollt' ich gleich, daß die abscheuliche
Hexe zu einer Kröte werden müßte, und im Wasser
unten liegen müßte, hundert Jahr und drüber. Nun
will ich aber auch eilen, ehe sie aufwacht. Fort,
fort, zur Prinzessin! (Geht rasch ab.)

Fünfte Scene.

Ein Herold. — Haushofmeister. — Soldaten. — Bürger. — Volk.
Später Leo.

Herold (ansrufend).

Kund und zu wissen sei also Jedermann hier-
durch gethan, daß eine garstige Gule der gnädigsten
Prinzess Taufendtschön einen goldenen Ring gestohlen

hat. Wer diesen Ring der Prinzess wiederbringt,
wird ihr Gemahl, und wenn's gleich eines Besen-
binders Sohn wär'. Dazu erhält er sechs Tonnen
Goldes, wohl gemessen. Wer aber sich unterstehn
sollte, einen falschen Ring für den rechten auszugeben,
der erhält nichts als hundert Streiche auf die Fuß-
sohlen, wohl gezählt, und kann heirathen, wen er



will. Hört, hört, ihr
dicken Bürgerleute, ihr
Bauervolk, laßt's euch in
die tauben Ohren schrein.

— Nun bin ich aber hei-
ßer, nun red' ich kein Wort
mehr. Ach, was ist das
für eine abscheuliche Ar-
beit, so ein Herold zu sein!
Drei und dreißigmal soll
ich's heut' ausrufen. Ich
will mich aber vorerst ein
wenig verpusten. Nun,
ihr Volk, was habt ihr
da Maulaffen feil? Was
guckt ihr mich so an von
allen Seiten? habt ihr
Zeit eures Lebens noch kei-
nen Herold gesehn? O,
über die einfältigen Leute!
Ihr seht mich ja alle

Tage, ich wohne ja hinter
dem neuen Thor in dem kleinen Gässel, nur daß
ich heute den schönen Rock anhab' und den langen
Stock in der Hand trage. Denkt lieber drauf, wie
ihr die Gule einfängt und den Goldring.

Bürgersmann.

Es ist meiner Treu der Jakob aus dem kleinen
Gässel, ich hätt' ihn aber nicht wieder erkannt, er
kann sich ein solches Ansehn geben, poß tausend!
Und eine schöne Stimme hat er, wenn er so schreit,
das muß wahr sein.

Bürgersfrau.

Was du für ein Pinsel bist und bleibst! Die
Stimme ist ja nicht des Jakob's seine, die steckt ja
in dem schönen Rock, den er anhat. Wenn du den
anzögst, könntst du auch so schreien.

Zweiter Bürgersmann.

Ich kenn' ihn recht gut, den Jakob, wir trinken
alle Abende unser Bier zusammen. Er thut aber
heute gewaltig stolz, 's ist gar, als ob er mich nicht
kennte. Jakob, Jakob, hör' einmal!

Herold.

Was will Er?

Zweiter Bürgersmann.

Kennst mich wohl nicht, Jakob? Sind wir nicht gestern Abend noch mit einander gewesen?

Herold.

Ich kann mich jetzt mit Ihm nicht abgeben.

Zweiter Bürgersmann.

Ei seht doch, seht doch, wie vornehm!

Eine Frau.

Still nur, still, da führen sie wieder einen. Der hat gewiß der Prinzess einen falschen Ring gebracht. Das ist ein rechter alter durchtriebener Schelm, ich kenn' ihn, ich kenn' ihn, 's ist ein Goldschmied, er wohnt nur drei Häuser von mir.

(Soldaten kommen mit einem Manne.)

Dritter Bürgersmann.

Hundert Prügel wohlgezählt, die werden Euch schmecken, guter Freund, nicht wahr?

Vierter Bürgersmann.

Ihr werdet sobald nicht wieder die Prinzessin heirathen wollen. Ja, nun habt Ihr die Wahl. Pfui! schämt Euch, in Eurem Alter mit solchen Betrügereien umzugehn.

Soldaten.

Fort, marsch da, Platz, ihr Leute.

Goldschmied (zu den Soldaten).

Ich bitt' Euch, nur einen Augenblick verweilt, da kommt der Haushofmeister Breihahn, nur ein paar Worte möcht' ich ihm sagen. — Herr Haushofmeister!

Breihahn (kommend).

Was steht zu Diensten?

Goldschmied (leise).

Um des Himmels willen, guter Breihahn, könnt Ihr mir nicht von den hundert Prügeln helfen? Ihr habt mich ja selber doch angestiftet zu dem Betrüge mit dem falschen Ringe und wolltet mir beistehn für alle Fälle. Habt Ihr mir Euern Beistand nicht betheuert und zugeschworen?

Breihahn (leise).

Ei ja, wenn es gut ausgefallen wär'. Nun läßt sich nichts thun. Ihr müßt Euch schon mit Geduld waffnen. Hundert Prügel sind nicht alle Welt, denkt einmal, wenn Ihr erst tausend bekommen solltet, da könnt Ihr gar nicht mit dem Leben davon. Ein Bißchen Schmerz ist bald überstanden, und hernach seid Ihr noch immer der, welcher Ihr gewesen seid.

Soldaten.

Nun ist es genug. Wir haben nicht Zeit, länger zu warten.

Goldschmied (leise).

O, Ihr falscher, nichtswürdiger Mensch, Euch verdank' ich meine Prügel, so viel gelten Eure Versprechungen, und Ihr seid's, der mich verleitet hat!

Breihahn.

Ja, was hilft das alles! Ich kann mich für Euch doch nicht prügeln lassen.

Soldaten.

Fort, fort!

(Sie gehn mit ihm ab.)

Herold.

Nun muß ich nur wieder einmal ausrufen, daß ich fertig werde. (Ruft.) Kund und zu wissen sei also Jedermann —

Die Verigen. — Leo hastig.

Leo.

Spart Euch die Mühe, guter Freund, und führt mich schleunigst zur Prinzessin.

Herold.

Guter Freund? Der Teufel ist Sein guter Freund. Wer ist Er denn, was will Er denn? Hat Er den Ring? Kommt so ein lumpiger Bursche und nennt mich guter Freund.

Leo.

Still da. Ist das nicht der Haushofmeister? Ich muß gleich zur Prinzessin.

Haushofmeister.

Ja, das bin ich, der Haushofmeister, allerdings, das bin ich. (Leise.) Hör' einmal, mein guter Junge, hast du den Ring etwa? Gib ihn her, daß es Niemand sieht, ich will ihn selbst der Prinzessin geben. Es darf Niemand in ihr Zimmer kommen außer mir. Sie hält große Stücke auf mich, sie hat ein ganz besonderes Zutrauen zu mir, ich bin, wie man so sagt, ihre rechte Hand, sie thut gar nichts ohne mich. O, ein Wort von mir —

Erster Bürgersmann (beide im Gespräch).

Den jungen Menschen sollt' ich kennen. Ist's nicht der Bruder von dem Schuster Ziebein? Hab' ich mir nicht ein Paar Stiefel machen lassen bei ihm?

Erste Bürgersfrau.

Halt doch dein Maul, wer kümmert sich denn um deine Stiefel.

Zweite Bürgersfrau.

Es ist ein recht hübscher junger Mensch. Was mag er denn nur wollen? Er wird doch nicht den Ring haben? Ich gönnt' es ihm schon eher, als dem häßlichen alten Goldschmied.

Leo (zum Haushofmeister).

Laßt Eure unnützen Reden und führt mich zur Prinzessin.

Haus Hofmeister.

Oho, wie übermüthig! Das geht nicht so, mein guter Junge. Ich darf Keinen zur Prinzessin lassen, der mir nicht erst den Ring zeigt.

Herold.

Er wird noch zeitig genug zu seinen hundert Prügeln kommen.

Leo (stößt den Haus Hofmeister aus dem Wege).

Fort, dicker Spitzbube, ich werde den Weg schon allein finden. (Geht rasch in den Palast.)

Vierter Act.

Erste Scene.

(Vor dem königlichen Palast. — Peter Ziebein. — Barbara Ziegel kommt in eifrigem Gespräch.)

Barbara Ziegel.

Aber wo führt Ihr mich denn hin, Peter, das ist ja der königliche Palast!

Peter Ziebein.

Ich suche den Leo. Denkt Euch, beste Muhme, er soll zu Hofe gelaufen sein. Ach, er hat den Verstand verloren. Wer weiß, was er für Tollheiten begeht. Sie werden ihn festnehmen und einsperren. O, der arme Leo!

Barbara Ziegel.

War er denn wieder zu Hause?

Peter Ziebein.

Freilich! Aber nur einen halben Tag. Wie ich Euch sage, gute Muhme: so ist mir der Leo noch niemals vorgekommen. Ich weiß auch gar nicht, was ihm begegnet sein muß. Als ich ihn fragte, wo er die zwei Tage über gewesen wär', sagte er nichts als: im Walde. Dann setzte er sich auf den Schemel da am Fenster, sah immerzu nach der alten Linde im Hofe und sprach kein Wort. Bruder, fing ich endlich an, da stehn eine Menge Stiefel an der Wand, die sind alle zu flicken und zu befohlen. Ja, was denkt Ihr wohl, was die die Antwort war? Was gehn mich denn die Stiefel an? fragte er hochmüthig, ich bin ja kein Schuster! Nach einer Weile sah er mich freundlich an und sprach: Nicht wahr, du möchtest dir auch gern ein neues Haus aufbauen? Das alte fällt dir fast über dem Kopf zusammen. Und dann fragte er mich: Was kaufst du dir nicht gleich ein Duzend Häute vom Gerber? Da brauchst du ja nicht um jedes lumpige Stück Leder zu ihm zu laufen! —

Ach, Muhme, Muhme, der Hochmuth hat ihm den Kopf verrückt. Ein Duzend Häute vom Gerber!

mir schwindelt der Kopf, wenn ich daran denke, Muhme. Ich und ein Duzend Häute! Und ein neues Haus bauen — er ist ganz übergeschnappt, der Leo. Meiner Treu, das ist er! Der arme Bruder, wenn er mir auch wenig nützte, ich hab' ihn doch immer recht lieb gehabt. Nun ist er wieder fort und der Himmel weiß wohin. Ohne Abschied, ohne ein Sterbenswort. Du lieber Gott, was er nur im Sinne führt! Wenn's nur nichts Böses ist!

Barbara.

Ja, wenn er meinem Rath gefolgt wär' und hätt' bei dem Schmied angehalten um die Liefte, so stünd' jetzt Alles gut und man wüßte eben, woran man wär'. Da könnte er nun beim gedeckten Tische sitzen, ohne die Hand zu rühren, und des Abends mit einer schönen weißen Schlafmütze sich im Großvaterstuhl pflegen, — ja, das könnt' er, wahrhaftig! Er ist sich aber selber Schuld, wenn's ihm jetzt kümmerlich genug geht. Er hat das Glück mit Gewalt nicht haben wollen.

Zweite Scene.

Die Verigen. — Barbier Schnipps.

Peter.

Tausend, Gevatter, was habt Ihr für ein Gesicht? Es glänzt ja voller Neuigkeiten.

Barbier.

Puh, puh, ich kann kaum zu Athem kommen, so bin ich gelaufen. Und Ihr wißt noch von nichts, Ihr habt von nichts gehört?

Barbara.

Ach, wir armen Leute, was sollten wir denn wissen? ja, was sollten wir denn erfahren haben? Man erfährt ja nichts, man hört ja nichts. Was ist denn nun geschehn, Herr Schnipps?

Barbier.

Was nicht alle Tage vorkommt, sag' ich Euch; Wunderdinge, Wunderdinge. Aber Schnipps ist hinter Allen, Schnipps ist ein Tausendpion, Alles muß er auskundschaften. Hört nur, der Ring der Prinzessin ist wieder da. Und wißt Ihr, wer den Ring der Prinzessin wiedergebracht hat? Ein Prinz, ein mächtiger, schöner, junger Prinz. Nun laßt's Euch einmal erzählen, wie sich die Sache zugetragen



hat. Mein Prinz also ist auf der Jagd, verirrt sich im Walde, setzt sich unter einen großmächtigen Baum und schläft da ein. Um Mitternacht hört er mit einmal ein höllisches Gelächter. Wie er die Augen aufthut, sitzt eine Eule über ihm, die war nicht kleiner als das allergrößte Mühlrad, und ein Paar Augen hatte sie im Kopf, fuchsfeuerroth, und so groß wie der allergrößte Mühlstein. Nun schlägt die Eule immerzu vor Freuden in die Höh' mit den Flügeln, und lacht und lacht, und hält ein Klingeln in der Kralle, und das Klingeln war eben das von unsrer Prinzessin. Der Schulmeister wär' gewiß des Todes gestorben bei diesem Anblick, mein Prinz aber bedachte sich nicht lange, sondern weil er das Herz auf dem rechten Fleck hatte, schoß er die Eule ohne Komplimente vom Baum herunter.

Barbara.

Ja, das ist eine wunderfame Geschichte. Was nicht alles geschieht, du meine Güte. Und da lebt man so in der Einsamkeit und erfährt von gar nichts.

Barbier.

Nun, ich erzähl's Ihr ja eben, Frau Tiegel.

Barbara.

Ist's denn nicht aber ein Drache gewesen, Herr Schnipps, habt Ihr denn nicht gesagt, es wär' ein Drache gewesen?

Barbier.

Ei bewahre, Frau Tiegel! eine Eule, eine Eule! Wo wird sich denn ein Drache bis an den königlichen Palast wagen! Ih, das wär' schön, und wozu wären denn die Wachen und die Soldaten?

Barbara.

Es ist mir gleichwohl immer, als hättet Ihr neulich von einem Drachen gesprochen.

Barbier.

Ei nicht doch, nicht doch! — Nun hört nur weiter. Es ist aber heute nichts anders, als die Hochzeit unsrer Prinzess' Tausendschönchen mit dem fremden Prinzen, und da ist ein großmächtiger, prächtiger Zug, und tausend Ochsen sind gebraten worden, die stehn in Reih' und Glied vor dem königlichen Palast und tausend Weinfässer daneben, und da kann heute jeder essen und trinken, so viel er Lust hat. Heh, Frau Tiegel und Gevatter Schuster, da dacht' ich, könnten wir auch dabei sein, und deswegen bin ich so gelaufen, um es Euch zur rechten Zeit noch zu sagen.

Barbara.

Ach mein Himmel! Da sind wir ja gerade am rechten Plaze. Wenn ich nur nicht den alten Kock anhätte. Ich muß mich ja des Todes schämen vor

Deutsche Jugend. XII.

den Leuten, wenn mich so die gnädigste Prinzess' zu Gesicht bekäme und der Prinz und der König! Wenn ich nur meine neue Haube auf und das neue Kleid mit den schönen rothen Blumen angezogen hätte!

Peter.

Juchheh, juchheh! hab' ich so was erlebt Zeit meines ganzen Lebens! Ach, was ist das für eine Freude! Seht, da kommen die Leute schon haufenweise!

(Alle drei in lebhaftem Gespräch.)

Dritte Scene.

Soldaten, Bürgerleute, Volk ziehen über die Bühne.

Bürgersfrau, Bürger (kommen, bleiben im Vordergrunde stehen).

Ich hab's gleich gesagt, als ich den hübschen jungen Menschen sah, das müßt' ein Prinz sein, er hatte so was recht Vornehmes in seinem ganzen Wesen.

Bürger.

Es war mir aber doch gerade, als wär' er der Bruder von dem Schuster Ziebein.

Bürgersfrau.

Hat sich was zu schustern! Der Bruder von dem Schuster Ziebein! Wenn du nur einmal still sein wolltest mit deinen einfältigen Reden. Die Leute müssen uns ja alle auslachen. So ein Prinz und ein Schuster! Dem sieht man's ja auf den ersten Blick an!

Zweiter Bürger.

Am meisten aber hat es mich gefreut, daß der Breihahn so mit Schimpf und Schande aus dem Dienst gejagt ist, weil seine Spitzbüberei an's Licht gekommen. Das war ein rechter Kerl von einem zehnfachen Spitzbuben. Ueberall hat er einen beschneippt und beschnappt, wenn was zu liefern war, immer hat man ihm den Daumen und die ganze Hand versilbern müssen. 's ist ihm schon recht; er hat nie genug haben können.

(Barbara Tiegel, Barbier Schnipps und Peter Ziebein kommen.)

Barbier Schnipps.

Sieht Sie, Frau Tiegel, da stehen die Menschen schon haufendick. Nun wird auch der Zug gewiß bald kommen.

Barbara.

Wenn er nur nicht schon vorbei ist. (Zu einer Bürgersfrau.) Gute Frau, ist denn der Zug schon vorüber?

Bürgersfrau.

Nein, er soll noch kommen.

Barbara (zum Barbier).

Wo sind denn nun aber die Ochsen und die Weinfässer? Ich sehe ja nichts.

Barbier.

Sa, die Leute stehen vor, Frau Tiegel. Still, still! da kommt schon einer, nun wird auch der Zug bald da sein.

Barbara.

Ein Ochse, Herr Schnipp's?

Barbier.

Sei Sie doch ruhig, Frau Tiegel, nein, ein Ausrufer.

Herold.

Heda, macht Platz, Ihr Leute. Seine Majestät der König werden gleich vorbeikommen und die gnädigste Prinzess Tausendschönchen und der gnädigste Prinz Leo.

Peter.

Leo heißt der Prinz, hört Ihr's, Muhme? gerade wie mein armer verrückter Bruder. Wenn ich den Namen höre, möchten mir gleich die Augen übergehn.

Barbara.

Au, nu, er wird sich wohl wiederfinden. Hätt' er die Liese —

Herold.

Immer mehr Platz noch, immer zurück, gute Leute, oder ich stoß' euch mit dem Stock hier auf die Beine.

Bürger.

Wart' nur, du grober Kerl, wart', Jakob, ich will es dir schon gedenken. Ich fühle meine Zeh' nicht, so hat er mich gestoßen.

Trumpetengeschmetter.

Geschrei.

Sie kommen! sie kommen!

Vierte Scene.

Festlicher Zug.

Der König mit der Krone auf dem Kopfe, den Szepter in der Hand. — Prinz Leo. — Prinzess Tausendschönchen. — Gefolge; darunter: Erziehungsrath Hühnerzch, der Philosoph, der Hofdichter, Soldaten.

Die Vorigen.

Geschrei.

Hurrah! Hurrah! Es lebe der König und der Prinz und die Prinzessin!

Barbara.

Was das für eine Pracht ist! Wie das funkelt! Die Augen thun mir ordentlich weh davon! Wenn ich nur den Prinzen und die Prinzessin recht sehen könnte!

Peter.

Frau Muhme, Gewatter, haltet mich, haltet mich, ich werde unsinnig, ich werde verrückt, der Prinz, der Prinz ist unser Bruder Leo!

Barbara.

Der Leo, der Leo? Ach du mein Himmel, wahrhaftig, der vornehme Prinz ist der Leo.

Bürgersleute zu Peter.

Was stoßt Ihr denn so um Euch, was geberdet Ihr Euch denn wie ein Wahnsinniger? Euch soll ja — wollt Ihr gleich still stehn.

Philosoph (im Gejelge).

Erziehungsrath, wenn Sie mich noch einmal auf mein Hühnerauge treten, bekommen Sie meiner Treu einen Stoß in die Rippen.

Hühnerzch.

Das bilden Sie sich nur ein mit dem Hühnerauge.

Philosoph.

Den Teufel auch, ich hab' einen Schmerz, daß ich laut aufschreien möchte!

Hofdichter.

Ha ha! Erziehungsrath, wie Sie mir heute vorkommen in dem weißlichen Rocke, wie eine ausgestäubte Perrücke. Man erkennt Sie gar nicht mehr wieder. Sonst sehn Sie immer wie ein fataler schwarzer Strich durch die Rechnung aus.

Hühnerzch.

Lassen Sie nur Ihre unverschämten Vergleichen; Sie sehn allezeit aus wie ein Narr, wie ein Dichter, ob Sie schwarz oder weiß gehn.

Hofdichter.

Ha ha ha ha!

(Prinz Leo vorübergehend winkt Peter freundlich zu. Der Zug geht über die Bühne.)

Peter.

Habt ihr's gesehn, habt ihr's gesehn? Genickt hat er mir, er hat mir freundlich zugewinkt. Muhme, Barbier! Suchhe, o he! der Leo hat mir zugnickt!

Bürgersleute.

Haltet ihn, haltet ihn, er ist rein übergeschnappt.

Herold (ruft aus).

Allergnädigst haben Seine Majestät geruht und befohlen, daß acht ganzer Tage die Festlichkeiten nicht aufhören sollen im ganzen Land. Es soll sich aber keiner bei ausdrücklicher Strafe auf den Straßen blicken lassen mit einem verdrießlichen Gesicht.

Aus den Springbrunnen soll acht ganzer Tage der Wein fließen, und dreihundert Köche stehn schon am Feuer und kochen und braten und schmoren; da darf ein Jeder nur sagen, was er haben will. — Jetzt soll ich den Schuster Ziebin und die Frau Barbara zur königlichen Hofstafel laden. Könn't ihr mir nicht sagen, wo diese Leute zu finden sind?

(Geschrei des Volkes.)

Zuchheh! Zuchheh! Diese sind es ja! (zeigen auf Peter und Barbara).

Peter.

Ja, ja, ich bin es! Ich bin es ja leidhaftig! Peter Ziebein, Schuster und Bürger. Und diese hier ist die ehrsame Barbara Tiegel, des allergnädigsten Herrn Prinzen Muhme.

Barbara.

Ja, wenn ich nur sprechen könnte! Wenn ich nur das neue Kleid mit den schönen rothen Blumen angezogen hätte! Ja, ich bin die Muhme des allerverehrtesten Herrn Prinzen. Wenn ich nur mein neues Kleid —

Herold.

Seid Ihr's aber auch wirklich?

Alle.

Ja, sie sind's! Ja! Hurrah!

Herold.

So folgt mir zur königlichen Tafel. Die Suppe steht auch schon auf dem Tische.

Alle (im Abgehen).

Hurrah! Es lebe Prinz Leo! Hurrah! der Prinz und die Prinzessin! Hoch! Hoch!

Der Vorhang fällt.

Das Münster.

Ballade von

Courad Ferdinand Meyer.

Original-Zeichnung von Eugen Klimsch.



Der alte Meister liegt darnieder
Und seine hohle Wange brennt;
Die Hände faltend schlicht und bieder
Empfängt er fromm das Sacrament.
Der Priester schreitet sacht von hinnen,
Des treuen Weibes Zähre fließt,
Es steht der Sohn in ernstem Sinnen,
Der seines Vaters Schüler ist.

Der Alte spricht zu seinem Weibe:
„Laß mich mit meinem Sohn allein!“
Und zu dem jungen Meister: „Bleibe!“
Und weist auf den verzierten Schrein.
Der weiß es, was der Vater deutet,
Und holt die Rolle, die er kennt,
Und auf das Sterbelager breitet
Er aus das alte Pergament.

Da reicht ein Münsterthurm gewaltig
Vom untern bis zum obern Rand,
Gezeichnet eins und mannigfaltig
Mit kühnem Wurf und sicherer Hand.
Und wie den liebsten seiner Pläne
Vergilbt er sieht und modernd schon,
Zerdrückt der Meister eine Thräne
Und spricht zu seinem wackern Sohn:

„Dieß welcke Blatt erinnert wieder
Mich an die Tage meiner Kraft;
Als in der Vaterstadt ich nieder
Gelegt den Stab der Wanderschaft:

Da war ein tausendfaches Leben
Und mitgerissen Alt und Jung,
Ein Münster wollten sie erheben
In glühender Begeisterung.

„Mit seinen Hunderten von Stufen
Sollt's schaun in's deutsche Land hinaus,
Mit seinen Glocken sollt' es rufen
In jede Hütte, jedes Haus,
Umspielt von muntren Knabenrunde,
Vom Wandrer ferne schon gesehn,
Des Lebens Hort, bis zu der Stunde,
Wo drin die Todten schlafen gehn.

„Die Herzen schlugen um die Wette,
Es war ein herrliches Vertrauen;
Gewaltiger als andre Städte
Und höher wollten noch sie baun.
Nun hießen mich die Bürger kommen
Und es ermahnte mich der Rath:
Was du gelernt hast, laß es frommen
Dem Heile deiner Vaterstadt.

„Da saß ich auf in langen Nächten,
Es wich der Schlaf von meinem Pfühl,
Zur Linken stunden mir und Rechten
Der Heiligen und Helden viel;
Ich hob das Werk und fühlte heben
Mich selbst das Werk, das ich vollbracht,
Da plötzlich fing es an zu leben
Und regte sich aus eigener Macht.

„Mit lustiger, durchbrochener Hülle
Erhob sich der befreite Chor,
Es riß des neuen Lebens Fülle
Mich trunken über mich empor.
An allen Pfeilern schwebt' die Kante,
Das Laub der Erde himmelan,
Mit allen Bogen stieg das schlanke
Gebäude zu der Sternenbahn.

„So stund das Münster auf dem Blatte,
So frei und voll, so scharf und kühn!
Still dacht' ich, wer's vollendet hatte,
Und lobte dankergrißen ihn.
Zum Ganzen reiht er das Zerstreute,
Bis er es wiederum zerstreut,
Für jedes irdische Gebäude
Zeigt er den Ort und weiß die Zeit.

„Aus meiner stillen Kam-
mer tretend
Stellt' auf den Markt das
Bild ich dann,
Daneben stund ich heiß er-
röthend,
Und sie betrachteten den
Plan.
Das Große muß das Herz
verlocken,
Der Geist begreift es nicht
allein,
Sie hörten schon des Mün-
sters Glocken
Und sprachen: Ja, so muß
es sein!



„Und mitten in des Volkes Bogen
Legt' ich den ersten Stein gemach,
Ich schloß beherzt den ersten Bogen,
Die andern wuchsen mächtig nach.
Der Aermste brachte seine Spende,
Den Schmuck verkaufte Magd und Frau,
Und alle Herzen, alle Hände
Bereinigten sich zu dem Bau.

„Doch als das ernste Werk in Jahren
Nur langsam strebte himmelwärts,
Fing wieder an die Hand zu sparen
Und bald erkaltete das Herz.
Sie sprachen zweifelnd und erschrocken
Zuerst von einer kleinen Frist,
Und dann gerieth der Bau in's Stocken,
Und dann verfaulte das Gerüst.

„Wie die Begeisterung verstummte,
Ist des Erwerbs Begier erwacht,
Es feilschte rings der Markt und summtete
Vom Morgen an bis in die Nacht.
Die Bürgerhäuser und die Buden
Verkleideten den edlen Bau,
Doch wie ein Fels aus niedern Fluten
Ragt er vereinsamt in das Blau.

„Ich trieb es wacker wie die Andern,
Und ward darüber alt genug,
Doch manchmal beim Nachhausewandern
Beslich mich die Erinnerung;
Und wann des Tages letztes Schimmern
Auf mein geliebtes Münster fiel,
Stund ich vor den erglühnden Trümmern
In dunkler Tiefe lange still.

„Gebeugter ward ich stets
und greiser
Und lebte fürder schlecht und
recht;
Indessen schossen auf die
Reiser
Und es ergrünt' ein frisch
Geschlecht;
Jüngst stund das junge Volk
beisammen,
Als ich am Münster schlich
vorbei,
Ich las in ihrer Blicke
Flammen,
Daß etwas hier im Werke
sei.

„Schon wurde die Geberde dreister,
Ein Jüngling rief mit blondem Haar:
Gesellen, grüßt den alten Meister!
Da grüßte mich die ganze Schaar!
Gott dank' euch, biedere Gesellen!
Ihr nehmet mich zu spät in Lohn,
Doch wollt' ihr die Gerüste stellen,
So geht und rufet meinen Sohn!

„Mein Sohn, dir ist es übergeben,
Du bau'st es, oder Keiner mehr;
Mein Münster machte mir das Leben,
Nun macht es mir das Sterben schwer. —
— Was seh' ich in die Lüfte ragen?
Vollendet steigt's im Blau empor!
Und seine Glocken hör' ich schlagen,
Und singen hör' ich es im Chor!“ —

Der englische Land-Geistliche.

Von

Hermann Kletke.

Original-Zeichnung von Hermann Schlittgen.



Es war ein schöner Sommertag, als der Doctor Snart vor seiner Wohnung saß und die Predigt einstudirte. Sonst hielt sie der Vicar, der alle geistlichen Angelegenheiten für ihn besorgte und dem er ein jährliches Gehalt zahlte, das freilich nur sehr gering war. Diesmal aber mußte er, der reiche Beneficiarius, sich selber dazu verstehen eines hohen Fremden wegen, der in der Kirche erwartet wurde. Doctor Snart war kein Prediger aus innerem Beruf und Begeisterung. Er hatte, wie dies in England, besonders früher, gebräuchlich war, die reich dotirte Pfründe zu seiner Versorgung als ein Gnadengeschenk von einem mächtigen Gönner empfangen. Er selbst war nur dem Namen nach ein Prediger und überließ dem Vicar die Verwaltung des heiligen Amtes. Er hatte sich heute den bequemen Polsterstuhl recht in's Grüne ge-



rückt, und während er eine starke Rauchwolke vor sich aufblies, schaute er nachdenklich hinter ihr her. Er meinte, es würden ihm so die besten Gedanken kommen; es kamen aber keine, oder sie flatterten vielleicht mit dem Dampf in alle Winde. „Aber bedenkt doch,“ sagte jetzt Herr Snart mit vieler Salbung, „bedenkt nur, meine andächtigen Zuhörer, daß wir ja alle Brüder sind!“ — und nach einer Weile fuhr er fort: „Wer einen Nackenden kleidet in meinem Namen“ — er wiederholte sich das noch zwei- und dreimal, und es schien ihm zwar ein guter Anfang, aber die Predigt wollte nicht von der Stelle. War es zu verwundern? Das Herz schwieg still zu solchen Worten; er selber kleidete ja keinen

Nackenden, er speiste ja keinen Hungrigen, und für die Bruderschaft außer der Predigt würde er sich gleichfalls schönstens bedankt haben. Zudem aber mußte sich Herr Snart heute gerade über den Vicar geärgert haben, und das zerstreute ihn ganz und gar. Dergleichen hatte sich der Vicar noch niemals erlaubt: er war in aller Frühe zu ihm gekommen und hatte ihn um ein kleines Darlehn auf sein nächstes Gehalt angesprochen. Aber Herr Snart hatte das übel vermerkt. Sein Herz war durch seinen Reichtum hart und selbstsüchtig geworden. Er war

stolz und hochfahrend gegen den armen Vicar, der so recht ein Prediger der Liebe und Demuth war.

„Nein, Herr Vicar,“ rief Herr Snart sehr verdrießlich, „einen Vorschuß können Sie nicht erhalten. Sie sind ein Verschwender, Sie werfen das Geld an die Bettler fort. Ich habe kein Geld um Ihnen einen Vorschuß zu machen.

Verlassen Sie mich, ich bin beschäftigt.“ — Aber der Vicar, sollte man es denken, ging nicht, bis Herr Snart heftig wurde und ihn kurz und gut zur Thüre hinauswies. Traurig ging der Vicar von dannen.

Herr Snart vertiefte sich wieder in seine Predigt. Er wollte von der Bruderliebe sprechen, aber er sann und sann vergeblich, die Predigt wollte ihm nicht gelingen. — Da stand plötzlich, ohne von ihm bemerkt zu werden, eine todtenbleiche Gestalt an der niedrigen Zaunthür und sagte leise: „Hochwürdiger Herr, erbarmen Sie Sich meiner.“ — „Ja ich sage euch,“ sprach Herr Snart, ohne den Bettler wahrzunehmen, „wir sind Brüder, und wer seinen Bruder —“ „Ach um des Himmels

willen, hochwürdiger Herr!“ rief die zitternde Gestalt ein wenig lauter. „Wer seinen Bruder,“ wiederholte Herr Snart, da hörte er den Bettler. „Wer seinen Bruder,“ wiederholte Herr Snart und dann sprach er zornig, ohne sich umzusehn: „Laßt mich in Ruhe!“ Aber der Bettler riß mit einmal die Thür auf und stürzte auf Herrn Snart zu und schrie weinend: „Bruder, Bruder!“

Herrn Snart erbebte das Herz. Es waren in der That Brüder, der reiche Herr Snart und der arme elende Mann, welcher weinend vor ihm stand, und dieser Bruder war das einzige Wesen, für welches Herr Snart in früheren Jahren Theilnahme und Liebe empfunden hatte. Sie waren aber wer weiß wie lange getrennt gewesen und keiner hatte gewußt, ob der andere noch am Leben sei. „Ach, wo kommst du her?“ fragte Snart, der Doctor, den der Anblick des bleichen, kümmerlichen Bruders mit einer seltsamen Empfindung bewegte, die plötzlich aus dem Herzen in die Augen trat, „Ja Bruder, lieber Bruder, wo kommst du her?“

„Geraden Wegs aus Ostindien,“ versetzte der Arme, „doch das Schiff ist gescheitert, und ich habe nichts als mein Leben gerettet; nun Gott sei Dank, daß ich dich gefunden habe! ich erkannte dich, da du „Bruder“ sagtest.“

Der Doctor schlug die Augen nieder. Ein tiefes Schamgefühl bewegte ihn. Plötzlich zupfte er den Bruder am Rock und sagte: „Der Rock sieht mich an wie ein alter Bekannter.“ — „Ja das ist möglich,“ versetzte sein Besitzer, „denn er gehört hier in's Dorf, er gehört einem Manne, ohne dessen Hilfe ich gestern vor Hunger und Ermattung sicher umgekommen wäre.“

„Und dieser Mann ist hier im Dorf?“ fragte Doctor Snart. „Freilich,“ entgegnete der Bruder, „und irr' ich nicht, so ist er gar dein Vicar. Er drang mir den Rock auf, da er mich so elend bekleidet sah, weiter aber wollte ich nichts annehmen, denn der Mann mit seinen fünf Kindern schien mir

selber bedürftig genug. Aber gestorben wäre ich ohne ihn.“

„Bruder,“ sagte der Doctor ergriffen, „ja ich glaube, daß es mein Vicar war, ja, ja, ich glaube es, ich weiß es. O der Vicar! wenn ich heute nur ihn gehört hätte — der Vicar, zehnfach — nein, es ist Alles zu wenig — Gott verzeihe mir's, Gott verzeihe mir's, Bruder! — Da ist mein Haus, da ist meine Wohnung, du sollst Alles vergessen, dein Unglück, Alles, — und der Vicar, wahrhaftig, ich will's ihm gedenken, das will ich!“

Seit langen Jahren hatte sich Herr Snart in keiner solchen Gemüthsbewegung befunden, und wunderbarlich genug, es ward ihm wohl dabei, er fühlte sich ganz wie ein Anderer, Neugeborner.

Wie groß aber die Freude des Wiedersehens war und wie viel es von beiden Seiten zu erzählen gab, so durfte doch die Predigt darum nicht außer Acht gelassen werden, und Herr Snart mußte, wohl oder übel, einen neuen Versuch machen. Diesmal aber schwieg das Herz nicht still, und wie er nun sagte: „Wer einen Nackenden kleidet in meinem Namen,“ da quoll es gleich einem Strom aus seinem Innern. Er hatte sein Herz wieder gefunden. Es pochte ihm laut, als er am andern Morgen in die Kirche ging. Wer Herrn Snart kannte, hätte Leib und Leben verschworen, er wäre es nicht, und doch war er's. Freilich aber, konnte man auch sagen, er war es nicht, wenigstens nicht der alte, unveränderte. Als die Predigt zu Ende war, die alle Anwesenden auf's tiefste ergriffen hatte, übersandte ihm der hohe Gast hundert Pfund Sterling mit der Bitte sie als ein Geschenk anzunehmen. Herr Snart schlug die Summe zwar nicht aus, aber er trug sie stehenden Fußes zu dem erstaunten Vicar. „Nehmen Sie getrost,“ sagte er froh, „der Lord gab mir das für die Predigt; ich geb' es auch für eine Predigt. Ich predigte nichts, als was ich gestern von Ihnen gelernt habe. Sie haben mir einen Bruder geschenkt. Lassen Sie uns Freunde für das Leben sein.“

Sprüche von Friedrich Güll.

Vom Thauwind muß das Eis des Winters schmelzen,
In Feuers Glut zerrinnt das starre Erz,
Ein Blitzstrahl wirft in Trümmer ew'ge Felsen:
Ein Wort zermalmt ein hartes Menschenherz.

Es flattert schaaarenweis
Am Boden hin der Staar;
Einsam zieht seinen Kreis
In hoher Luft der Aar.

Den Mann, der Jedermann wohlgefällt,
Hat noch nicht geboren die weite Welt.
Und wirft du sie um und um durchreisen:
„Niemand von Nirgendheim“ wird er heißen.

Du mußt dich nieder zur Erde bücken,
Willst du die Blumen der Erde pflücken,
Und sollen die Sterne sich zu dir neigen,
Empor mußt du zum Himmel steigen.

Deutsche Kaiserbilder.

Von Fedor von Köppen.

Original-Zeichnung von Wilhelm Camphausen.



I. Karl der Große.

Mit der Auflösung des großen Römischen Reiches war die Welt des Alterthums abgeschlossen. Von ihren bisherigen Wohnsitzen im Nordosten Europas, von der Weichsel, Elbe und Oder drangen die Völker germanischen Stammes, jugendlich frisch und lebenskräftig, nach dem Süden und Westen vor, unterwarfen die Reste der römischen Bevölkerung und gründeten auf den Trümmern des untergegangenen Römerreichs neue Königreiche.

Die siegreichen germanischen Völker standen an Bildung den unterworfenen römischen Einwohnern weit nach, aber sie besaßen reiche Anlagen des Geistes und Gemüthes und eine tiefere Auffassung von den sittlichen Verhältnissen des Lebens, Sinn für Unabhängigkeit und Freiheit, Achtung vor dem Heiligthum des Herdes und einen hohen Begriff von der Treue. Es dauerte lange, bis sie ihren heidnischen Götterglauben für die christliche Lehre dahingaben; aber wo das Christenthum einmal in ihren Herzen Eingang gefunden, da schlug es auch um so tiefere Wurzeln.

Ein Theil der Germanen nahm von den besiegten römischen Völkern Sprache und Lebensformen an und bildete sie nach seiner Weise um; — es waren dies diejenigen Völkerstämme, welche sich in dem heutigen Frankreich (Gallien), in Spanien und Italien niederließen und als romanische Völker bezeichnet werden. Der andere Theil, welcher das heutige Deutschland, die Küstenländer und Inseln der Ost- und Nordsee bewohnte, bewahrte in Sitte und Sprache den ursprünglich germanischen d. i. deutschen Charakter.

Unter allen germanischen Stämmen hat der Stamm der Franken die größte Bedeutung erlangt. Anfänglich sesshaft in den Ländern zwischen Ems und Rhein, am Mittelrhein und an der Mosel, breiteten sie sich später auch über einen großen Theil von Gallien aus, unterwarfen die dort angesiedelten Burgunder und Westgothen und errangen die Herrschaft über die Mehrzahl der übrigen deutschen Stämme, — Alemannen, Thüringer, Baiern und Friesen. Sie gründeten auf diese Weise ein Reich, welches sowohl romanische als deutsche Völker umfaßte.

Die eigentliche Größe des Fränkischen Reiches begann, seitdem die Familie der Karolinger, welche unter den früheren fränkischen Königen als „Groß-

hofmeister“ (major domus) die höchste, erbliche Würde bekleidet hatten, mit Pipin dem Kurzen, welcher zu der erlangten Macht auch den königlichen Titel hinzufügte (752).*)

Pipins Sohn Karl war das hervorragendste Haupt in dem Karolingischen Königsgeschlecht und führt in der Weltgeschichte den Namen „der Große.“ Er war es, welcher die Werke seiner Vorfahren zum Abschluß brachte und allen folgenden Jahrhunderten den Stempel seines Geistes aufdrückte.

Das Leben und Wirken dieses gewaltigen Mannes ist recht geeignet uns zu zeigen, was eine Menschenkraft zu leisten vermag, wenn sie von einem großen Geiste nach bestimmten, klaren Zielen geleitet wird. Karl der Große führte auch die germanischen Stämme der Sachsen, Friesen, Langobarden und die Reste der Westgothen unter seine Herrschaft; er unterdrückte die Aufstände der Basallenfürsten im Innern und schirmte kraftvoll die Grenzen seines weiten christlichen Reiches gegen die heidnischen Nachbarvölker — Avarn, Wenden, Dänen und Maren. Nicht weniger groß, denn als Kriegsfürst, zeigte sich Karl als Gesetzgeber, Richter und Erzieher seines Volkes. Und bei alledem waltete er als ein treuer, sorgsamer Hausvater an seinem Herde und in seiner Familie und hörte nicht auf, an seiner eigenen geistigen Fortbildung zu arbeiten.

Das Lebensbild eines solchen Mannes ist zu großartig, um in einen so engen Rahmen, wie wir ihn hier für unsere „Kaiserbilder“ innehalten müssen, gefaßt werden zu können. Nur in den Hauptzügen wollen wir uns sein Bild vor die Seele führen und an seiner Heldengröße unsere eigenen Herzen aufrichten.

Ueber den Geburtstag und das Geburtsjahr Karls sind die Angaben schwankend. Er war im angehenden Mannesalter, als er nach dem Tode seines Vaters Pipin (24. Sept. 768) die Regierung übernahm, und man nimmt an, daß er wol im Jahre 742 und zwar am 2. April geboren sei.

*) Wir bringen unsern jungen Lesern hier wohl Einiges, das ihnen aus den Geschichtsvorträgen der Schule bereits bekannt sein wird; doch bedürfen wir dieser Einleitungen, um in der Folge dieser „Kaiserbilder“ ein lebensvolles Gemälde der Geschichte des deutschen Volkes und Reiches in kurzen, mächtigen Zügen vor ihnen entfalten zu können, das ihnen ein Verständniß eröffnen soll für die große Zeit deutscher Geschichte, welche sie selbst durchleben. Der Herausgeber.

Auch über seinen Geburtsort weiß man nichts Gewisses zu sagen. Da Karl in späteren Jahren mit Vorliebe zu Aachen oder zu Ingelheim am linken Rheinufer verweilte und dort seine prächtigen Pfalzen erbaut hatte, so ist man geneigt, einem von diesen beiden Orten unter den vielen, die sich um den Ruhm streiten, die Wiege Karls des Großen in ihren Mauern gehegt zu haben, den Vorzug zu geben.

Karls Mutter Bertha, eine fränkische Grafentochter, erzog ihn in häuslicher Tugend, und sein Vater, König Pipin, unterwies ihn im Gebrauche der Waffen und in den Leibesübungen. Eine wissenschaftliche Ausbildung erhielt er in der Jugend nicht, weil dies überhaupt bei den Franken damals nicht üblich war. Das hat Karl später oftmals bedauert und noch im Alter Lesen und Schreiben gelernt.

Karl hatte noch einen Bruder, welcher Karlmann hieß und mit welchem er anfänglich die Regierung theilte; indessen schon drei Jahre nach des Vaters Tode starb Karlmann, und nun ward Karl Alleinherrscher.

Schon im zweiten Jahre seiner Alleinherrschaft begann der große Sachsenkrieg, welcher mit wenigen Unterbrechungen zweiunddreißig Jahre hindurch dauerte (772—804). Zum Bunde der Sachsen — so genannt nach ihrer schneidigen Schwertwaffe Saks — gehörten verschiedene heidnische Völkerschaften germanischen Stammes, welche in dem flachen Norddeutschland an den rechten Zuflüssen des Niederrhein — Sieg, Ruhr, Lippe — im Gebiet der Ems und Weser und weiter bis an die Elbe wohnten und sich nach ihren Hauptstämmen als Westfalen, Engern und Ostfalen unterschieden.*) Sie lebten in freien Gemeinden unter ihren Grafen und Edelingen ohne ein gemeinsames Oberhaupt; nur im Kriege vereinigten sich die einzelnen Stämme unter frei gewählten Herzogen.

Von den weiter südlich wohnenden Franken nur durch niedere Höhenzüge und durch die Waldgebirge des Harzes und Thüringer Waldes getrennt, waren sie jenen schon oft durch räuberische Einfälle und Zerstörung ihrer Burgen gefährlich geworden. Da beschloß König Karl, sie für die Dauer seiner Herrschaft zu unterwerfen und zur Annahme des Christenthums zu zwingen. Ein blutiger Krieg entspann sich und ward von beiden Seiten mit furchtbarer Erbitterung geführt; denn die Sachsen kämpf-

ten für ihre Heimat und ihre Götter, die Franken für die Ausbreitung des Christenthums und für ihre Weltherrschaft.

Auf dem ersten Kriegszuge (772) eroberte Karl die Hauptfestung der Sachsen, die Eresburg, welche südlich vom Teutoburger Walde auf einer steilen Anhöhe lag und ihnen als Hauptstützpunkt bei ihren Raubzügen gedient hatte. Nicht weit von der Eresburg, in der Gegend des heutigen Lipppringe, lag das Hauptheiligthum der Sachsen, die Irminsul oder Irminsäule, ein Abbild jenes Riesenbaumes, welcher nach ihrer heidnischen Vorstellung das Weltall trug. Durch die Zerstörung derselben verbreitete Karl Furcht und Schrecken unter den Sachsen und bewog viele zur Unterwerfung. Kaum aber hatte Karl ihnen den Rücken gekehrt, so brachen sie die Zwingburgen, welche jener auf ihrem Boden angelegt hatte, und trugen Brand und Verwüstung in die fränkischen Grenzlande. Oft besiegt und zu scheinbarer Unterwerfung gezwungen, erhoben sie immer von neuem die trügigen Nacken. Da wechselten blutige Empörungen mit furchtbaren Strafgerichten.

Nach einem siegreichen Feldzuge entbot König Karl die Häupter und Vornehmen der drei Stämme zu einer großen Versammlung auf offenem Felde bei Paderborn (777). Hier beugten sich die wilden Sachsen vor dem großen Könige und gelobten, ihm fortan gehorsam zu sein und die Ausbreitung des Christenthums nicht mehr zu hindern. Aber einer der Mächtigsten, der Westfalenherzog Widukind oder Wittekind, fehlte unter den Häuptern der Sachsen. Er weilte unterdessen bei dem Dänenkönig. Im folgenden Jahre kehrte Wittekind zurück und rief seine Landsleute von neuem zum Kampfe für ihre Freiheit auf. Auch dieses Mal blieb Karl Sieger; er drang bis an die Elbe vor und versicherte sich dieses Flußes durch feste Grenzburgen (780).

Schon glaubte sich Karl im ruhigen Besitze des Landes, da gaben die Sachsen einen neuen Beweis ihrer unversöhnlichen Gesinnung. Auf einem Kriegszuge gegen die Wenden, an welchem auch Sachsen theilnehmen mußten, fielen diese, ergrimmt über die erzwungene Kriegsfolge und insgeheim angestiftet durch Wittekind, bei dem Berge Suintal am rechten Ufer der Weser plötzlich über die Franken her und bereiteten ihnen eine schwere Niederlage. Diesen Trennbruch beschloß Karl blutig zu rächen. Zu Verden an der Aller hielt er ein furchtbares Strafgericht. Er ließ 4500 Anhänger Wittekinds zum Tode verurtheilen und an einem Tage ohne Erbarmen durch die Waffen der Franken niedermachen (782).

Empört über den Bluttag zu Verden erhoben

*) Außer den drei genannten Stämmen wurden auch die Nordalbinge oder Nordleute, nördlich der unteren Elbe bis zur Eider, zu den Sachsen gerechnet.

sich noch einmal alle Sachsenstämme zu einem verzweifelten Kampfe. Blutige Schlachten wurden geschlagen. In der Schlacht an der Hase, nicht weit von Osnabrück, trugen endlich die Waffen Karls einen entscheidenden Sieg davon (783). Zwei Jahre darauf erschien Wittekind in der Pfalz zu Attigny vor König Karl und gelobte Unterwerfung und Annahme des Christenthums. Seitdem verschwindet sein Name mehr und mehr aus der Geschichte, er lebt aber noch fort in der Volkssage. Es wird erzählt, daß er zu Enger in Westfalen seinen Hof eingerichtet habe und ein frommer Christ geworden sei. Noch heute zu Tage zeigt man in Enger seine Küche, sein Backhaus und seinen Hühnerhof. Nicht weit von Enger liegt das Wittenfeld, wo Wittekind dereinst eine große Schlacht geschlagen haben soll, und die Landleute sehen noch jetzt in stürmischen Nächten den „großen Wittekind“ auf weißem Rosse durch die Wolken dahinjagen.

Mit der Unterwerfung Wittekind's war der Widerstand des hartnäckigen, freiheitsliebenden Volkes gebrochen. Nur in vereinzelten Aufständen, besonders in den nördlichen Sachsengauen, wo sie Unterstützung bei den stammverwandten Friesen und den Dänen fanden, richtete sich der Trutz des unterdrückten Volkes gegen die neue Herrschaft immer wieder auf. König Karl griff zu harten Maßregeln, um die völlige Unterwerfung zu erzwingen. So nöthigte er zehntausend sächsische Familien, mit Weib und Kind ihre väterlichen Wohnsitze an der unteren Weser zu verlassen und andere am Rhein zu suchen, und überließ das ihnen abgenommene Land befreundeten Völkern zur Ansiedelung.

Durch Anlage von festen Burgen auf hervorragenden Anhöhen sicherte Karl seine Herrschaft, und durch Errichtung von Bisthümern — wie Münster und Osnabrück bei den Westfalen, Minden und Paderborn bei den Engern, Bremen und Verden bei den Ostfalen, zu denen später noch Halberstadt und Hildesheim hinzukamen, — sorgte er für Verbreitung der christlichen Lehre. Strenge Gesetze hielten das unterworfenen Volk in Zucht. Erst nachdem die kirchlichen und staatlichen Einrichtungen tiefere Wurzeln geschlagen hatten, ließ Karl die Blutgesetze in Vergessenheit fallen und die alten Rechtsgewohnheiten der Sachsen aufzeichnen. Das Christenthum ging nun immer mehr in das Herz des Volkes über, milderte seine Sitten und veröfnete seinen harten Sinn.

Zwischen diesen Kämpfen mit den Sachsen hatte Karl noch andere Kriege zu führen. So sehen wir ihn zwei Jahre nach jenem Kriegszuge, auf welchem

Deutsche Jugend. XIII.

er die Irmenensäule zerstörte, über die Alpen ziehen. Karls Bruder Karlmann hatte nämlich zwei Söhne hinterlassen, welche Ansprüche auf Theile des Fränkischen Reiches erhoben und bei dem Könige Desiderius, dem Herrscher des Langobardenreiches in Oberitalien, Beistand suchten. Dieser nahm sie nicht nur freundlich auf, sondern forderte auch vom Papste in Rom*), daß er sie zu fränkischen Königen salben solle, und als dieser sich weigerte, überzog er ihn mit Krieg. Auf den Hülfseruf des Papstes ging Karl mit zwei großen Heeren über die Alpen, belagerte den König Desiderius sieben Monate hindurch in seiner Hauptstadt Pavia und nöthigte ihn zur Unterwerfung. Darauf entthronte Karl den König Desiderius, schickte ihn in ein Kloster und setzte sich zu Pavia die eiserne Krone der Langobardenkönige auf's Haupt. Seitdem nannte er sich König der Franken und Langobarden (774). —

Auf dem Reichstage zu Paderborn, wo die sächsischen Großen ihm Unterwerfung gelobten, erschien vor Karl die Gesandtschaft eines durch innere Unruhen vertriebenen Emirs aus Spanien**), welcher die Hilfe des mächtigen Königs gegen seine Feinde begehrte. Im nächsten Frühjahr (778) ging Karl mit seinen Helden, unter ihnen der starke Held Roland, Karl's Neffe, über die Pyrenäen nach Spanien, eroberte die Städte Pampelona und Saragossa und alles Land bis zum Ebro. Der vertriebene Emir ward wieder eingesetzt und mußte dem Könige den Lehns Eid schwören. Aber der Rückweg wurde verhängnißvoll. Schon hatte das Hauptheer die Pyrenäen wieder überschritten, da wurde die von Roland geführte Nachhut im Thal von Roncesvalles von dem kampfsgeübten Bergvolk der Basken verrätherischer Weise im Rücken angegriffen. Ein erbitterter

*) Unter den Hültern und Pflegern der christlichen Kirche, welche Bischöfe und Patriarchen genannt wurden, gewann der Bischof in Rom das höchste Ansehen, was wol daher kam, daß man gewöhnt war, Rom als die Hauptstadt der Welt, den Sitz der höchsten Macht, zu betrachten. Der Bischof wurde als das Oberhaupt der gesammten christlichen Kirche angesehen und der Name Papst (von dem Griechischen „Pappas“ d. i. Vater), den früher alle Bischöfe führten, später ihm ausschließlich beigelegt. Schon König Pipin beschützte das Ansehen des Papstes: er verlieh ihm einen Küstenstrich am adriatischen Meere (zwischen Ancona und Ravenna), den er im Kriege den Langobarden entriß, und legte dadurch den Grund zum Kirchenstaate und der weltlichen Macht des Papstes. Dafür salbte der Papst ihn zum Könige und gab ihm den Namen eines „Patricius“ (Schutzherrn) der Römer, welcher Titel auch auf seinen Nachfolger überging.

**) Emir ist der Titel eines arabischen Fürsten oder Statthalters; die Herrschaft der muhamedanischen Araber dehnte sich damals auch über Spanien aus.

Kampf entspann sich, welcher unglücklich für die Franken endete und ihren tapfersten Helden, unter ihnen dem edlen Roland selbst, das Leben kostete. Die Sage hat später diese Begebenheit in ihrer Weise ausgeschmückt und die Dichtung feiert Roland als einen der herrlichsten Christenhelden, dessen Ruhm unsterblich ist.*)

Dreimal war das Heer der Mauren geschlagen

mit beiden Händen und bläst so gewaltig, daß der Ton des Horns das Getöse der Schlacht übertäubt. Den Schall vernimmt König Karl, ob er gleich weit entfernt ist; aber bevor er Hülfe bringen kann, sind alle Christenhelden todt oder zu Tode verwundet. Roland, der seine Kräfte schwinden fühlt, hält sich blutend noch aufrecht wider die anstürmenden Feinde. Einen Mauren, der ihm das Horn ent-



— so erzählt das Rolandslied — und immer neue Schaaren rücken gegen das Häuflein der Christen an. Der Klang der Heerhörner und das Getöse der Waffen erfüllt die Thäler. Die tapferen Franken fühlen, daß ihr letzter Tag gekommen ist. Sie bedenken das Heil ihrer Seelen und hoffen, daß König Karl ihre Leiber rächen werde. Da greift Roland zu seinem elfenbeinernen Heerhorn Olifant, faßt es

*) Siehe: Rolandsage von K. F. Lauchhard, Deutsche Jugend. Band VII. Seite 103.

reißen will, schlägt er mit demselben zu Boden, daß es schallend zerspringt. Sein treues Schwert Durandart, das ihn auf manchem Zuge wider die Sachsen, Langobarden und Mauren begleitet hat, will er nicht in die Hände der Ungläubigen fallen lassen. Er versucht es auf einem Steine zu zerschlagen; aber das Schwert bleibt ihm treu, so lange seine Hand es berührt. Leuchtend und ohne Scharte, wie in den Tagen der Siege, bleibt es auch jetzt in der Stunde des Todes. Da schleudert der Held

das Schwert in den brausenden Bergstrom, erhebt seinen Handschuh gen Himmel und ruft Gott zum Zeugen, daß er als christlicher Streiter in den Tod gehe. Er neigte das todesmüde Haupt und starb. — Als König Karl im Thal von Roncesvalles eintraf und sah, daß Alles zu spät war, raufte er den Bart und schlug die Brust. Er klagte und weinte um die Todten, daß der Felsen, wo er saß, noch heute die Spur seiner Thränen zeigt. —

Vieles ist noch zu erzählen von den Kriegsthaten des mächtigen Königs Karl: wie er den stolzen Thassilo von Baiern demüthigte, seine Herzogsmacht brach und sein Land dem Frankenreich einverleibte; wie er die wilden Awaren für ihre Raubzüge strafte, sie über die Ostgrenze des Reiches nach Ungarn zurückwarf und von dort unermessliche Schätze heimbrachte, die sie aus ganz Europa in langer Zeit zusammengeraubt und innerhalb wohlbefestigter und

unmpfählter Erdwälle — sogenannter „Ringe“ — verwahrt hielten; wie er über die Elbe ging und die Wenden in der späteren Mark Brandenburg bekriegte, und wie er im Norden die Dänen für die Hülfsleistung, welche sie den Sachsen und Friesen gewährt hatten, züchtigte und ihnen die Eider als Grenze anwies. Und nicht allein Länder zu erobern und Völker zu unterwerfen verstand Karl, sondern er mußte auch das Errungene zu behaupten. Er schützte die Grenzen des Reiches gegen feindliche Nachbarn durch wohlbefestigte Marken, deren Vertheidigung er den edelsten und tapfersten Kriegsmännern als Markgrafen übertrug, so im Osten die Ostmark oder österreichische Mark zwischen Ems und Raab gegen die Awaren, im Norden die dänische Mark an der Eider gegen die Dänen, im Süden die spanische Mark zwischen Pyrenäen und Ebro gegen die Maurer. —

(Fortsetzung folgt.)



Beim alten Förster im Gebirge.

Herbstferien- Erlebnisse.

Von

Adolf Müller.

Mit Original-Zeichnung von Fedor Flinzer.

(Fortsetzung.)

Nächsten Tages saßen zur Besperzeit Alt und Jung fröhlich am saubern Kaffeetisch.

„Ehe wir heut zu Wald ziehen, sagte der Förster, möchte ich aber doch noch Einiges darüber mittheilen, wie die Jagd auf das Schwarzwild am besten betrieben wird. Hier im Forst werden die Wildjauen im Freien nicht mehr geheegt. Dafür ist vor Jahrzehnten ein stark umfriedigter Park oder Thiergarten angelegt worden. Aber auch darin will sie mein fürstlicher Herr nicht mehr dulden. Er ist kein Waidmann, wie der alte verstorbene Fürst, und will die Summen, die Park und Wild jährlich zu unterhalten kosten, für gemeinnützige Zwecke verwenden. Das Wild im Parke soll deshalb nach und nach zum Abschuß kommen. Erst vor kurzem waren die Herren vom fürstlichen Hofe weit hergereist und jagten in eingestellten (eingengten) Jagen des Parks. Die Jagd fiel aber durch das schlechte Schießen der Hofherren so erbärmlich aus, daß sie wohl alle Lust an der Saujagd verloren haben werden. Ich besorge nun meist allein das Abschießen,

da mein Oberförster alt geworden ist und die Schützen aus der Stadt auf der Saujagd theils sich schlecht anstellen, theils mir zu unregelmäßig kommen. So wird sich ja wohl Gelegenheit finden, euch mit dem Schwarzwild auch im Walde bekannt zu machen. Nun hört das Nothwendigste über seine Jagd!

„Die ergiebigste Jagd auf die Sau ist die Haje mit dem Saufinder oder Saubeller unter Benutzung von Treibern. Von einem Finder verlangt man, daß er eine gute Nase und Muth habe. Er muß kräftig sein, ohne übermäßig stark, scharf (bissig) und schwer zu sein. Von schwachen (kleinen) Hunden lassen sich die Sauen am ersten verbellen oder stellen, während starke und schwerfällige Hunde die meisten Schläge (Verwundungen) erhalten. Auszeichnen müssen den Finder Gewandtheit und Ausdauer. Er muß leinensüßig sein oder sich an dem Strick ruhig führen lassen, und auf Ruf und Pfiff hören oder Appell haben.

„Nach einer Neuen, d. i. frisch gefallenem Schnee, machen die Förster und zuverlässigsten Holzhauer mit Tagesanbruch Kreisgänge im Revier. Alle Ein-

und Ausgänge der Saufährten merkt sich der Kreiser in ein Notizbuch. Dabei bezeichnet er die Eingänge in's Holz mit einem + (Kreuz), die Ausgänge aus dem Holz mit einem — (Querstrich). Die Summe der Querstriche wird von derjenigen der Kreuze abgezogen, und man hat die Anzahl der Sauen, die in dem eingekreisten Waldtheile stecken. Das gibt eine kleine Rechenaufgabe für euch," meinte der Förster schallhaft. „Der Kreiser hat z. B. 10 Kreuze und 6 Querstriche — wie viel Sauen stecken in seinem Kreis?

Die Zuhörer allesamt reckten lachend vier Finger ihrer Rechten empor.

„Wichtig gerechnet! Aber wo sie stecken, das ist damit noch lange nicht ausgemacht. Da muß jezt enger eingekreist werden. Sicherer Kreisen ist auch immer nicht so leicht, als es scheint. Da heißt's aufpassen und Umsicht haben! Die schwachen Sauen treten nämlich zuweilen auf weite Strecken genau in die Fährten der starken oder groben, und umgekehrt die letzteren in die der ersteren. Da wird der oberflächliche Kreiser leicht getäuscht. Also heißt's die Augen aufthun und nichts unbeachtet lassen. Sind die Kreiser mit ihrer Arbeit fertig, dann begeben sie sich an den von dem Leiter der Jagd vorher bestimmten Ort der Zusammenkunft für die Jägerei mit den Treibern und Hunden. Jezt berichten die Kreiser dem Jagd-Dirigenten über das Eintreffen. Danach wird der Plan zur Jagd entworfen und diese in folgender Weise angeordnet.

„In größter Stille und unter gutem Wind werden die Jäger, auf 70 bis 80 Schritt von einander entfernt von dem Leiter der Jagd angestellt. Etwas später stellt der Förster die mit Pistolen, Klappern, alten Blechtrommeln u. s. w. versehenen Treiber auf der entgegengesetzten Seite der Dichtung im Winde auf. Auf einen Hornruf erheben die Treiber das Jagdgeschrei und die Schützen auf den Schreien machen sich schußfertig. Der Führer des Saufinders, mit einem wasserdichten Kittel wohl verwahrt, folgt mit dem Hunde und nur von einem Gehülfe begleitet den Saufährten bis zum Lager oder zum Kessel, und löst dann den Hund von der Leine. Der FINDER wird an den aufgestandenen Sauen sogleich laut, und nun klappern, lärmern und feuern die Treiber. Stellt sich eine Sau vor dem Hund, so daß dieser vor ihr standlaut wird oder sie verbellt, so eilt der Führer zur Stelle, und der Gehülfe löst alsbald einen der Saurüden (große Hahnhunde) zur Unterstützung des Finders. Durch wiederholtes Schießen in der Treiberwehr wird die Sau aus ihrer Gleichgültigkeit gebracht und bricht

öfters in der Bedrängniß durch die Schützenlinie, woselbst sie entweder von einer Kugel getroffen oder — gefehlt wird. Aber das alles geht nicht so leicht und glatt, wie es erzählt ist, namentlich wenn die Dichtung große Ausdehnung hat. Sauen nämlich, die schon Pulver gerochen haben, bekümmern sich wenig um das Lärmen, sind vorsichtig und wollen das sichere Versteck der Dichtung nicht gern verlassen. Dann hört man den Keiler erboht mit dem Gewehr wehen, Bachen und Frischlinge schraubeln und grunzen. Oft rennt ein Rudel, durch den Lärm rege gemacht und bedrängt, nach verschiedenen Seiten durch die Schützenlinie; manchmal bleibt's aber auch ganz geschlossen zusammen, oder es bricht bloß ein Theil davon durch, während der andere im Dickicht zrrückbleibt. Dann aber wird die Jagd wiederholt, denn die Treiberwehr muß so lange stehen bleiben, bis sie abgerufen wird und alle Sauen gejagt sind.

„Ich habe bei solchen Jagden am liebsten den FINDER geführt und einen beherzten, erfahrenen Holzhauer mit ein paar Saurüden mich begleiten lassen. Aber stets führte ich auch meine kurze Büchse bei mir. Mit der hab' ich manchen Haupt-Keiler im Lager erlegt. Denn die alten Grauköpfe sind schlau und bleiben stecken, so viel ihnen auch der Lärm um's Gehör dröhnt. Da heißt's aber mit kaltem Blut heranpürschen, drauf halten und den Keiler am richtigen Platz treffen! Gewöhnlich kommt man der verbellten Sau so nahe, daß ein ruhiger Schütze nicht leicht fehlt oder schlecht schießt und bloß verwundet. Der Rüdemann mußte mir auf alle Fälle mit dem Fangeisen oder der Schweinsfeder zur Deckung folgen.“

Der Alte befahl seinem Enkel, das Fangeisen in der Kammer zu holen.

Fritz brachte sogleich einen langen derben Spieß aus Eschenholz. Der war mit Leder und Zwickeln kreuzweis beschlagen und hatte eine 32 Cm. lange stählerne scharfe Spitze. Am Ende des Stahlbeschlags waren 8 Cm. lange Vorsprünge angebracht.

„Hiernit“ — erklärte der Förster — „werden die Sauen, die vom FINDER verbellt oder von den Rüden gedeckt (festgehalten) sind, oder welche den Jäger annehmen, abgefangen oder todtgestochen. Doch bediente ich mich zum Abfangen immer lieber des Hirschfängers. Freilich gehört hierzu ruhiges, kühles Blut und jugendliche Kraft und Behendigkeit. Jezt,“ sprach der Alte etwas wehmüthig, „kömmt' ich's nicht mehr gut. Faust, Arm und Beine sind nicht mehr so sicher und stark. Aber noch schieß' ich meinen

Keiler wie ehemals, und der handfeste, brave Holzhauer Jost fängt die verwundete Sau statt meiner ab.

„Zum Schluß meiner Beschreibung über die Saujagd muß ich noch erwähnen, daß man verwundete Sauen gleich auf den Schuß hebt. Selbst bei tödtlicher Verwundung streckt sich das zählebige Schwarzwild nicht gleich wie Rehe und Rothwild, sondern es geht oft noch weite Strecken weg, auch wenn es nach dem Schuß in Ruhe gelassen wird. Der Rüdemann und ein flüchtiger Schütze übernehmen sogleich die Verfolgung. Bei dieser künden schon die immer eifriger werdenden Hunde die Richtung, in welcher die Sau flüchtig ist. Für die etwa geschlagenen (verwundeten) Hunde führt der ordentliche Jäger stets Nähnadeln, Seide und Lanzette zum Zunähen der Wunden bei sich.

„Doch nun lassen wir das todte Beschreiben und gehen in die lebendige Schule des Waldes, die Jagd auf die Wildsau selbst einmal zu betreiben! — Ja ernstlich!“ — redete er den etwas verdutzten und säumigen Knaben zu — „wir ziehen zu Holz zur Jagd auf Sauen! Ist euch doch nicht mattherzig zu Muth, ihr Jungen? Wer frischen Muth hat, der begleitet mich dann!“

Damit brach der Förster ab und bereitete sich zur Jagd vor. Die Knaben waren mit Fritz bald zur Hand, denn keiner wollte zaghaft zurückbleiben. Sie harrten am Thore in banger Erwartung. Da kam der bestellte Holzhauer Jost an mit dem Saubeller „Zänker“ an der Leine. Es war ein über und über mit eisgrauen zottigen Haaren bedecktes Thier von der Größe eines starken Pommerhundes. Gleich darauf trat auch der Förster in's Thor, die Büchse über der Schulter und den Hirschfänger an der Seite. Er reichte dem Jost das Fangeisen dar.

Nun zog man zu Holz. Bald kam die Gesellschaft am Thore des Sauparks an. Dieser war ein sumppiges Revier von einigen Hundert Hectaren Flächenraum. Er wurde umgeben von einem starken Zaun. Dieser bestand aus baumstarken Holzpfosten in Abständen von 2—3 Metern, zwischen welchen an Querbalken unten und oben sehr breite und starke Stangen gut und eng aneinander befestigt waren, um das Herausbrechen der im Park befindlichen oder eingeparkten Sauen zu verhüten.

„Dieser Zaun,“ erklärte der Förster, „muß von festem und gesundem Eichen- oder Lärchenholz errichtet sein. Zeitweilig muß gründlich an dem Zaun nachgesehen und jede schadhafte Stelle daran sofort ausgebessert werden. Denn das Schwarzwild ist ein höchst unruhiges Wild, stets bereit mit Reiben

und Hauen Planken und Bohlen zu zerstören und durch den Zaun in's Freie zu brechen.“

Jetzt ging's auf ein Zeichen des Försters in aller Stille vorwärts. Die Sonne fing an sich zu neigen und verklärte den Wald. Nach einer Wanderung von einer guten Viertelstunde kam man an einem versumpften Teiche oder kleinen Riede an. Der Förster deutete nun auf eine starke Eiche am Rande des Sumpfes, auf deren dichtverzweigter Krone eine Kanzel oder ein hölzerner Stand angebracht war, zu welchem eine Treppe führte. Flüsternd bedeutete er seiner Begleitung ihm zu folgen, und so gelangten der Reihe nach alle oben auf die Kanzel.

Lautlos harrten die Jagdgenossen lange droben. Es dämmerte bereits leis. Da vernahm man es plötzlich im Laube rauschen. Immer näher und näher kam's heran. Endlich wurde da und dort eine Wildsau bemerkbar. Das war ein Rudel grober Sauen, die sich vertheilt hatten und im Waldboden brachen. Weiter in der Ferne zog jetzt eine alte Bache mit ihren Frischlingen vorüber, und endlich traten einige der starken Sauen in das Ried, sich dort behaglich zu suhlen. Das war ein seltener, etwas gruseliger Anblick für die Knaben. Aber sie standen nach der wiederholten Einschärfung des Försters wie Bildsäulen auf der unlaubten Kanzel.

Immer noch rührte sich der Förster nicht zum Schuß. Es mußte etwas fehlen. Oder wollte er keine Sau schießen? Nahe an der Eiche zog eben wieder ein starker Keiler vorbei. Den erkannten die Knaben an seinen blendend weißen Haaren, an seiner Stärke und seinem wüsten Aussehen. Die andern waren auch starke Sauen und wälzten sich schon behaglich grunzend in der Suhlung. Warum schießt der Förster nicht? So dachten die Knaben im Stillen.

Inzwischen war die Hand des Jost unmerklich auf des Försters Arm geglitten. Eine Augensprache zwischen den beiden Waldmännern erfolgte, worauf das Gesicht des Försters sich langsam nach links wandte. In der Richtung des Blicks stand eine schwarze Gestalt, halb von Gestrüpp bedeckt. Jetzt trat sie in's Lichte. Es war ein Hauptschwein, ein mindestens fünfjähriger Keiler, schwarz wie Nacht, ein borstiger Waldteufel. Sein „Gewehr“ blinkte im Widerschein des Abends. Nun brach er mit seinem derben Gebrech im Boden. Jetzt wurde er auch den Knaben sichtbar. Laut pochten denen die Herzen.

Urpötzlich bligte und krachte es aus des Försters Büchse. Rings ertönte das kurze, abgebrochene, dumpfe Schrecken der Sauen, welche in's Holz flüchtig wurden. Im Feuer war der schwarze Keiler

hart zusammengefahren, aber sodann weiter in's Holz gerannt.

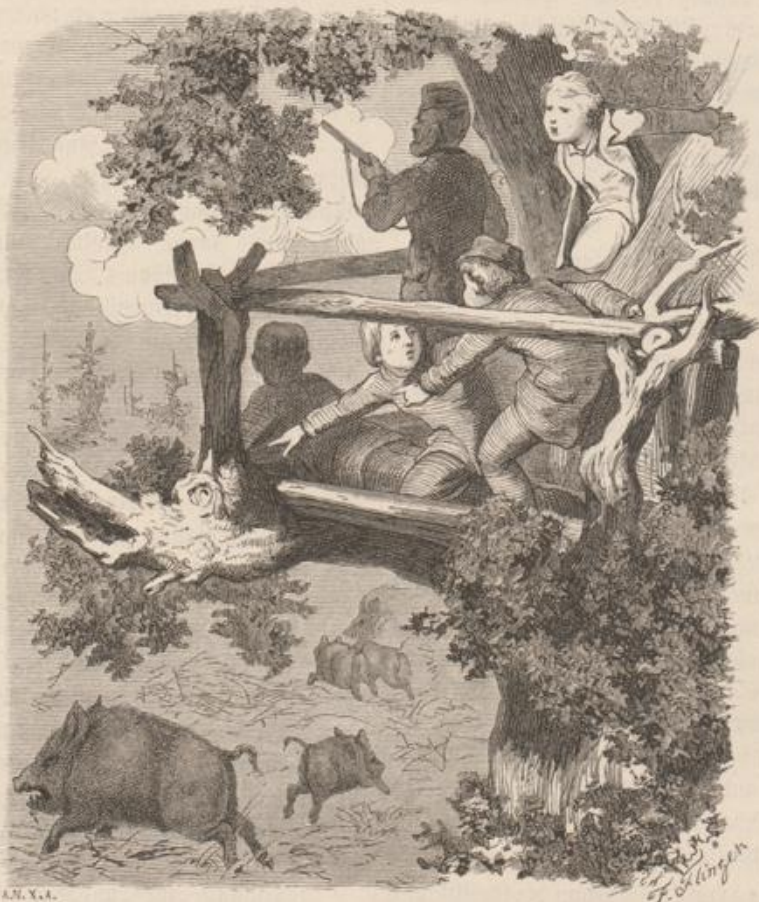
Schnell hatte der Alte seine Büchse wieder geladen. Die Knaben blieben auf sein Zeichen auf der Eiche, während er und der Jost rasch hinunter auf den Anschuß gingen, da wo der Keiler den Schuß erhalten.

„Die Sau hat ein gutes Zeichen gemacht,“

weshalb die Sau nach kurzem Rennen todt zusammenstürzte.

Da lag das rußschwarze, wüste, borstige Thier, ein wilder, unheimlicher Anblick! Sein Gewehr blinkte drohlich im Dämmerlicht und vor seinem Gebrech stand noch der weiße Schaum des Todeskampfes und der Wuth. —

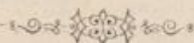
Der Keiler wurde vom Förster und dem Jost



murmelte der Jost. Auf einen Wink des Försters ist der Finder gelöst. Gleich darauf wird dieser nicht weit im Holze standlaut. Förster und Jost verschwinden im Holz — aber im Nu kommt der Jost zurück, die Knaben zu rufen. Sie folgen hochachtungsvoll. Keine hundert Schritte weit — da sehen sie das verendete (todte) Hauptschwein an einer Eiche liegen. Die Kugel saß ihm mitten auf dem Blatt und war wahrscheinlich durch's Herz gedrungen,

gegen 300 Pfund schwer geschätzt. Er war von der Herbstmast sehr feist. Der Jost hatte bald aus einem benachbarten Schuppen einen Wildkarren geholt, worauf die Sau unter vereinten Kräften geladen und nach Hause geschoben wurde.

Die Knaben aber träumten in ihrer Erregtheit die ganze Nacht und noch manche andere von dem Abenteuer mit den schwarzen Borstigen des Waldes.



Das kluge Hirtenbüblein.

Eine kleine Erzählung

von **Wilhelm Fischer.**



Ein armer Waisenknaabe trieb an einem schönen Augustmorgen 1745 die Schweineherde eines saarbrückischen Grenzdorfes in den Wald hinaus. Der Bube ging barfuß und hatte nur ein Hemd

und eine leinene Hose am Leibe, aus der seine dicken, runden Waden lustig hervorguckten. In seinem fransen, schwarzen Haar hingen noch einige Strohhalmen vom Nachtlager her; das fecke Gesicht, der kräftige Nacken waren wie die Hände und Füße von der Sonne gebräunt; in der Rechten trug er einen langen Hirtenstab, in der Tasche ein großes Stück Brod, die Speise für den ganzen Tag; frische Quellen fand er ja unterwegs genug und eines Bechers bedurfte er eben so wenig wie der belehrte Diogenes. Was braucht man viel, um glücklich zu sein? Hans schaute aus den klugen, blühenden Augen vergnügt in die schöne Welt hinein und pfiß und sang mit den Vögeln um die Wette; Tiras, sein treuer Hund, ging bedächtig hinter ihm, des leisesten Winkes gewärtig, während die muntere Heerde mit behaglichem Gurren den Boden durchwühlte, unter den prächtigen Eichen und Buchen, die ihre laubigen Wipfel im Morgenwinde rauschen ließen. Weiter und immer weiter ging's, bis an die zweibrückische Grenze, ja, ohne daß der arme Junge es wußte und wollte, ein wenig über dieselbe hinaus auf eine kleine Lichtung. Darauf hatte, im jenseitigen Dickicht verborgen, der böse Forstwart des Herzogs von Zweibrücken längst gelauert. Er lebte mit den Bauern des Grenzdorfes in beständiger Fehde und fand jetzt einen willkommenen Anlaß, seinem Grolle Luft zu machen und sie einmal gründlich zu strafen. Die Büchse an der Schulter hangend, den Hirschfänger an der Seite, trat er plötzlich hervor und rief grinsend: „Hab' ich dich endlich einmal erwischt, Schlingel?“

Hans war zu Tode erschrocken. „Ach, Herr Forstwart,“ sprach er, „bin ich in Eurem Revier? Es ist nicht gern geschehen. Bin ich wirklich über die Grenze gerathen?“

„So wie du aus dem Walde herankamst, ja! Ich sah dich wohl!“

„Warum habt Ihr mir nicht „Halt!“ zugerufen?“

„Daß ich ein Narr wäre! Fangen wollt' ich dich und den dummen Bauern einmal weisen, was Rechtens ist. Na, heule nicht! Du magst dich heimtrollen, was hilst's mir, wenn ich dich durchprügle. Aber die Heerde geht mit mir! Ich pfände sie im Namen meines gnädigen Herrn, des Herzogs; nun machen wir uns für allen Schaden auf einmal bezahlt.“

„Wie darf ich allein heimkommen? Die Bauern schlagen mich todt!“

„Das sind deine Sachen. He, Peter! Christian!“

Umsonst war alles Flehen und Bitten des armen Knaben, die beiden Holzhacker, die dem Förster folgten, begannen schon die grunzenden Schweine fortzutreiben, während der Forstwart schmunzelnd zusah. Hans war voll Aerger über seine Unachtsamkeit, voll Grimm gegen den hinterlistigen Grünrock, voll Furcht vor seinen geizigen Brodherren; doch bei alle dem verlor er den Kopf nicht und plötzlich durchzuckte ihn der Gedanke, der List mit List zu begegnen. Er kannte die Schweine und ihre Art, er wußte, wie treu sie zusammenhielten, er hatte es schon erlebt, daß ein Metzger, der eines aus ihrer Mitte zum frühen Tode abführen wollte, durch die andern gehindert davon ablassen mußte, und auf diesen „Corpsgeist“, auf dieses lebendige Gefühl der Zusammengehörigkeit gründete er seinen Plan.

„Ach, Herr Forstwart,“ flehte er, „wollt Ihr denn alle nehmen? Ich selbst hab' ein kleines Säuchen zu eigen dabei, darf ich wenigstens das behalten?“

„Nun, meinethwegen,“ sprach der vom reichen Jang Erstreute arglos, „such' dir's heraus!“

Rasch hatte Hans eins der jüngsten Thiere ergriffen, welches ihm als Ferkel einmal von einem Bauer für seine Dienste geschenkt worden war, und sprang mit freundlichem „Danke schön!“ wie der Wind der nahen Grenze zu. Was er vorausgesehen hatte, geschah. Das Schweinchen quiekte schrill und ängstlich, und kaum hatten seine vielen Genossen dies vernommen, so machten sie, aller Bemühungen der Holzhacker ungeachtet, sofort kehrt, und liefen

zornig grunzend, so rasch sie ihre Beine bewegen konnten, dem Knaben nach, wieder in den saarbrückischen Wald hinein.

„Halt, du schändlicher Schlingel, halt!“ schrie wüthend der Forstwart und riß die Büchse an die Wange.

Wer weiß, wozu er sich hätte hinreißen lassen, wäre nicht in diesem Augenblicke unerwartete Hilfe erschienen. Ein stattlicher Herr, der wackere Fürst Wilhelm Heinrich von Nassau-Saarbrücken, trat, von mehreren Edelleuten begleitet, gerade zur rechten Zeit aus dem Walde hervor. Von der Jagdlust früh herausgelockt, war er unbemerkt Zeuge des ganzen Auftritts gewesen und rief jetzt mit herzlichem Lachen: „Hahn in Ruh', Mann! Laßt den Zungen ziehen. Haben seine Thiere Schaden gethan, so wird er vergütet. — Du aber, Bub', komm einmal her! Wie heißt du? Wo wohnst du? Wie verfielst du auf die Schlaueit? Erzähl' uns Alles.“

Unverzagt gab Hans Red' und Antwort. Er war voller Wonne, und doch ahnte er den ganzen Umfang seines Glücks noch nicht. Der Fürst, durch die treffenden, witzigen Worte des Knaben immer mehr in seiner guten Meinung bestärkt, sprach schließlich mit zufriednem Lächeln halblaut zu seinen Begleitern: „Was dünket Euch, meine Herren? Soll so viel Verstand und Entschlossenheit nur beim Schweinehüten nutzbar werden? Ich meine, wir könnten diesen jungen Cumäus anderswo besser gebrauchen. Haben wir doch selbst mit unseren edlen Herren Nachbarn um der leidigen Grenze willen manchen Verdruß, der sich zum großen Theile durch Klugheit ersparen ließe.“

Und ohne eine Antwort abzuwarten, fuhr er sich zum erstaunten Hans wendend, fort: „Treib' jetzt dein Borstenvieh ruhig heim, mein Sohn, und melde dich dann auf meinem Schlosse in Saarbrücken. Ich will für dich sorgen, und, wenn du treu und fleißig bist, noch einen rechten Kerl aus dir machen.“

So geschah es. Hans meldete sich auf dem Schlosse. Der Herzog nahm ihn freundlich auf. Unser junger Freund fand sich rasch in die veränderten Umstände und sah in den schönen Kleidern, die der Fürst ihm geben ließ, wie ein Edelknabe aus. Durch Ordnung und Sittsamkeit erwarb er sich die Liebe des Lehrers, bei welchem er untergebracht worden war. Er lernte bei seinen vortrefflichen Anlagen mit zähem Eifer und konnte bald in die neue Gelehrtenschule aufgenommen werden, deren Klassen er der Reihe nach mit großem Erfolge durchmachte. Darauf ging er nach Straßburg, um die Rechtswissenschaft zu studiren, und trat dann in die Dienste seines fürstlichen Gönners, dessen Wohlwollen er durch treuen Eifer zu vergelten suchte. Wilhelm Heinrich erlebte rechte Freude an ihm, ernannte ihn später zum Rath und benutzte ihn mit Vorliebe bei den Grenzberichtigungen, die er mit dem Herzoge von Zweibrücken, dem Könige Ludwig XV. von Frankreich und kleineren Potentaten vorzunehmen hatte.

So war aus dem verlassenem Hirtenbüblein ein angesehener Herr geworden, und so entscheidet zuweilen eine Viertelstunde, ja, ein glücklicher Augenblick über ein ganzes Leben, wenn man mit Treue und Ernst das Seine thut und so selbst an seinem Glücke mit schmiedet.

Peter Huber's Wägelchen.

Märchen von C. Ziller.

Original-Zeichnung von G. Nestel.



Peter Huber hatte ein Hüttchen und ein Fleckchen Erde dabei; aber das Hüttchen war so klein, daß man sich darin fast nicht drehen und wenden konnte und alle Augenblicke mit dem Kopf an eine Ecke stieß, und das Fleckchen Erde war grade nur groß genug, um ein wenig Gemüse zu ziehen. Da aber Peter Huber kein Gefährt besaß, mußte er das Gemüse an die Bauern verkaufen, und so ging ihm der Vortheil verloren, einen guten Handel in der Stadt zu machen.

Doch Peter war ein junger Burische und seine Armuth machte ihm keinen Kummer. —

Einstmals, in einer kalten Winternacht, ging er fröhlich von einem Rindtauschmann nach Hause; da fand er auf der Landstraße einen umgeworfenen Karren und nicht weit davon lag ein Mann stöhnend am Boden. Peter sprang hinzu, legte den Frost-erstarren, der kaum stehen konnte, in das Wägelchen und fuhr ihn nach seiner Hütte.

Da nun aber das Hüttchen doch nur Ein Bett herbergen konnte, half er dem Mann in dieses hin-

ein, kochte ihm einen heißen Thee, und saß selbst die Nacht frierend auf einem Stuhle.

Am andern Morgen, als der Mann ein wenig zur Besinnung kam, erzählte er, daß er ein Krämer sei, den Räuber geplündert hätten. „Sie haben mich dabei auch so zerschlagen,“ fuhr er fort, „daß an mein Aufkommen nicht mehr zu denken ist, und deshalb sollst du, weil du barmherzig an mir gehandelt hast, auch mein alleiniger Erbe sein.“

Peter Huber lächelte ein ganz klein wenig über die Erbschaft, ließ sich aber sonst nichts merken und versuchte dem Kranken etwas Tröstliches zu sagen, frug auch, ob er nicht noch einen Auftrag für ihn ausrichten könne.

„Ich stehe allein in der Welt,“ antwortete der Krämer schon mit ganz matter Stimme, „und nichts lasse ich zurück als das Wägelchen, welches ich dir, wie schon gesagt, vermache.“

Wieder lächelte Peter ein wenig, denn das Wägelchen war ein wackeliger, unansehnlicher Karren, an dem er die Nacht schwer genug zu ziehen gehabt hatte. Gerade als habe er seine Gedanken errathen, antwortete der Krämer: „Daß das Wägelchen so armselig aussieht, ist ein rechtes Glück; denn deshalb glaubt Niemand, daß es ein ganz besonderes Gefährt ist. Sagt man nämlich zu ihm: „Komm, mein Wägelchen“, so läuft es von selbst, bis man ihm zuruft: „Steh doch still, mein Wägelchen.“

„Nein,“ rief Peter, „das ist ja unglaublich; erst muß ich es selbst probiren,“ ging hinaus, ergriff die Deichsel, hing sich den Strick über und rief: „Komm, mein Wägelchen.“ Richtig, das Wägelchen begann so schnell die Räder zu drehen, daß Peter Huber nur gleich rufen mußte: „Steh still, mein Wägelchen,“ worauf es auch gehorchte und stehen blieb.

Wie aber Peter in die Hütte trat, war der Mann schon gestorben.

Peter Huber lief in seiner Angst gleich zum Schulzen, erzählte ihm, wie er den Mann gefunden, was er mit ihm geredet und daß er ihn auch zum Erben gesetzt hätte; nur von der Kunstfertigkeit des Wägelchens sagte er nichts. Der Schulze fand Alles richtig, lobte Peter wegen seiner Barmherzigkeit und sagte, daß er den elenden Karren sich redlich verdient habe.

So kam Peter Huber ganz gegen sein Erwarten zu einem guten Besiß.

„Nun hat's keine Noth mehr,“ dachte Peter, lud seine Winterkartoffeln, Krautköpfe und Kohl auf, nahm den Strick zur Hand und schritt, den Kopf aufrecht und den Rücken gerade, vor seinem Gefährt,

Deutsche Jugend. XIII.

als ob er es zöge, und das Wägelchen rollte hinter ihm her durch Straßenschmutz und über Pflastersteine, als ließe es auf getäfeltem Fußboden.

„Was der für Kräfte hat; man merkt ihm nicht einmal an, daß er ziehen muß,“ dachte die Milchfrau, die trotz des leuchtenden Hundes schwer an ihrem Karren zog, und sie blickte ihm neidisch nach.

„Kartoffeln! Kohl!“ rief Peter und seine Stimme klang hell durch die Straßen, denn ihm fehlte es freilich nicht an Athem.

Mit einem so geschickten Wägelchen kommt man schon vorwärts! Ein Jahr war erst um, da kaufte Peter ein größeres Stück Land und konnte nun mehr Gemüse ziehen. Dem Wägelchen kam es nicht darauf an, wie schwer die Last drückte, ob leer oder beladen, es drehte seine Räder dienstfertig, wenn es dazu ermahnt wurde.

Nun geht es aber so: wenn es einer gut hat, will er es immer noch besser haben.

Mit der Zeit kam es dem Peter Huber in den Sinn, daß es angenehmer wäre, im Wägelchen drin zu sitzen, als vor ihm herzugehen und zu thun, als ob er es zöge.

Da er nun einen guten Verdienst gehabt, kaufte er sich einen Esel, spannte ihn vor und setzte sich in das Wägelchen. Nun ging's im Hui! Das Wägelchen lief und der Esel lief.

Aber der Esel hatte es zu gut; er brauchte sich nicht zu plagen wie andere Esel, das Wägelchen nahm die Mühe ganz allein auf sich.

Da wurde auch der Esel übermüthig, bekam Launen und wollte eines Tages gar nicht mehr gehen. Das Wägelchen aber lief in seinem Eifer dem trägen Esel zwischen die Beine.

Der Esel stürzte hin; Peter schrie wüthend dem Wägelchen zu, still zu stehen und sprang herunter.

Das Wägelchen, das durchaus keine böse Absicht gehabt hatte, blieb ganz erschrocken stehen. Aber das Unglück war nicht mehr abzuwenden: der Esel hatte ein Bein gebrochen und schrie jämmerlich. Peter Huber schimpfte arg und vergaß auch nicht das Wägelchen mit bösen Worten, ja, als der Esel mit Hülfe Anderer bei Seite gebracht war und Peter sich selbst wieder anspannte, gab er ihm sogar einen Fußtritt und rief ganz zornig: „Komm doch, mein Wägelchen.“

Das Wägelchen that seine Schuldigkeit wie andre Male und rollte schwerbeladen nach der Stadt.

„Das soll mir nicht wieder passiren,“ dachte Peter Huber, als er am Abend vor dem Hüttchen seine Pfeife rauchte. „Ich kaufe mir ein Pferd; das kann mich und das Gemüse ziehen, und dem

soll das dumme Wägelchen nicht mehr zwischen die Beine laufen.“

Gesagt, gethan. Peter Huber kaufte auf dem nächsten Pferdemarkt einen Gaul und nun hieß es nicht mehr: „Komm, mein Wägelchen“, sondern: „Got hü, mein Pferdchen.“

Als er so stolz an der Milchfrau vorüber fuhr, die noch immer mit dem Hund am Karren zog, und er recht laut mit seiner Peitsche knallte, da dachte die arme Frau: „Der Eine bringt sich vorwärts, als ob ihm das Glück nachgelaufen käme, der Andere muß sich für sein Bißchen Leben plagen; ich bringe es niemals so weit wie der Peter Huber.“

„Es ist nur ein Glück, daß mein Wägelchen laufen kann,“ dachte Peter, als er sein Gemüse auf lud; „sonst könnte gar eine schwere Zeit für mich angehen.“

Wie nun so Alles fertig war, rief Peter Huber diesmal sogar ganz freundlich: „Komm, mein Wägelchen.“

Aber das Wägelchen, als habe es Peter nicht recht verstanden, blieb stehen.

„Komm, mein Wägelchen,“ schrie Peter schon viel lauter und mit ärgerlicher Stimme; aber das Wägelchen rührte sich nicht, als sei es taub auf beiden Ohren.



Eines aber hängt am Anderen. Wer im Wagen sitzt und sein Pferd kutschirt, wird höher geachtet, als der sein eigenes Lastthier ist. Peter Huber saß mit den Bauern jetzt im Wirthshause zusammen und das leichte Bier schmeckte ihm nicht mehr wie sonst, es mußte ein schweres sein; er aß wohl in der Woche auch manchmal Geschmortes und Gebratenes, während er sonst kaum an Fleisch gedacht hatte, und das Pferd fraß auch Hafer und Heu.

Da sprangen denn die Gulden, während er sonst nur die Kreuzer sparsam hervorgesucht hatte, und als der Beutel gar schneller geleert als gefüllt wurde, ging's an's Borgen.

Wenn der Wirth wieder ein Seidel Bairisch oder ein Geschmelztes anfreidete, wurde sein Gesicht immer länger, und eines schönen Tages war es aus mit dem Credit von Peter Huber; es blieb ihm nichts übrig, als das Pferd wieder zu verkaufen.

„Komm doch, mein Wägelchen!“ brüllte Peter so laut, daß die Leute stehen blieben.

„So ein dummer Kerl,“ sagten sie, „bildet sich ein, sein Wägelchen laufe von selber.“

Peter Huber aber schor sich nicht um die Leute; immer heftiger schrie er: „Komm doch, mein Wägelchen!“ Doch das Wägelchen rührte kein Rad und die Leute schüttelten mit dem Kopfe und meinten: „Es muß mit ihm nicht richtig sein.“

Endlich als Peter gewahr wurde, was um ihn vorging, schämte er sich, hing sich den Strick über und zog sein Gemüse selbst nach der Stadt.

War es nun, daß der Wagen so schwer oder nur daß er das Ziehen nicht gewohnt war, kurz er kam keuchend und schnaufend bei der Milchfrau, die grade einen Handel machte, vorüber.

„Der Arme,“ sagte die ganz mitleidig, „der ist vom Sattel auch wieder auf die Sohlen gekommen;

nun fällt ihm die Arbeit schwer und es fehlt ihm an Athem.“

Mit der Zeit aber konnte Peter Huber schon das Ziehen gewohnt werden, denn er blieb ein Lastthier, so lange er lebte, und plagte sich mit der Milchfrau um die Wette.

Das Wägelchen aber ist nie mehr von selbst gelaufen, und es ist nicht einmal an den Tag gekommen, warum es stehen blieb, ob es beleidigt war, daß Peter Huber lieber mit dem Gaul rasselte, oder ob ihm die Kunst nur verloren gegangen, weil es aus der Übung gekommen war.

Aus dem Hochgebirge.

Von

Heinrich Kob.



I.

Ich lade meine jungen Freunde ein, sich mit mir in ein Hochthal unserer Alpen zu versehen.

Es ist ein Gamsgehege — die Jagd gehört irgend einem reichen Herren, der weit draußen im Flachland, in der Residenzstadt weilt und nur im Frühjahr, wenn die Zeit zur Auerhahn-Jagd ist, oder im Herbst, wenn den Gamsen nachgestellt wird, hereinkommt. Mittlerer Weise aber müssen ihm seine Jäger das Wild hüten, daß es nicht von unberechtigten Schützen erlegt und seinem eigenen Waidmanns-Bergnügen entzogen wird.

Jede Woche trifft es einen anderen der aufgestellten Jäger, ein Häuschen zu bewohnen, das in diese Wildniß hineingebaut worden ist. Die Zwischenräume der Balken, aus denen es aufgebaut ist, haben sich die Insassen vorsorglich mit Moos verstopft. Draußen aber haben sich, obwohl es jetzt schon um die Mitte des Juni, ganz nahe noch Schneefelder erhalten, Ueberreste von Lawinen, welche noch vor wenigen Wochen haushoch aufgeklästert an der Felswand lagen.

In geringer Entfernung von dem Jägerhäuschen steht eine Semnhütte. Die war noch gegen den Anfang des Maien-Monats hin so tief unter Schnee vergraben, daß zwischen den Alpenhasen mit weißem Fell, die auf der blendenden Fläche herumtanzen, und dem grauen Schindeldache der Hütte wohl noch einige Fuß hoch Schnee lagen.

Das nämliche Dach, welches man damals hätte ausgraben müssen, ragt jetzt zwölf bis fünfzehn Fuß hoch über eine blumige Wiese, durch welche ein Bächlein, zu beiden Seiten von Bergißmeinnicht eingefast, vielfach geschlängelt sich hindurchwindet. Und auf dem grünen Boden rings herum lagert jetzt der Schatten einer Sommerwolke, der sich aber bald flüchtig gleich der Wolke selbst gegen die nahe Bergwand hinbewegen wird.

Die Bergwand ist dicht mit Legföhren bewachsen, welche hier und dort sich zu einem wahren Dickicht zusammengedrängt haben. Weiter oben sind kurzgrasige Ager und endlich kommen nackte Geröllhalden, die sich bis zum Grat hinaufziehen.

Wir wissen, daß eine so gestaltete Bergseite ein Lieblingsaufenthalt der Gamsen ist. Da sich von diesen Hunderte in den Gebirgen, welche vor uns aufragen, heruntreiben, so mag es uns in Verwunderung setzen, daß wir auf dem ganzen Gange, der vom Jägerhause gut zu übersehen ist, nicht eine einzige wahrnehmen. Auch das Fernrohr zeigt uns nirgends etwas Lebendiges, das sich zwischen den Legföhren rührte.

Der Jäger, bei welchem wir auf Besuch sind, merkt uns unsere Ueberraschung an und sagt:

„Diese Berghalde ist die Mittagseite und sie sind alle über den Grat nach der jenseitigen Nordabdachung gezogen, weil es ihnen jetzt hier zu heiß vorkommt. Nur die Gamsböcke bleiben bei solcher Wärme auf unserer Südseite. Sie sitzen aber mitten im Wirrsal und im Geäst des Legföhren-Dickichts unbeweglich, halten sich im Schatten und lassen sich den ganzen Tag über nicht sehen.“

Während der Waidmann so sprach, träufelten aus der schweren Sommerwolke, die ihren Schatten auf den Ager warf, laue Tropfen herab.

„Dieser leichte Regen thut den Gamsen wohl,“ fuhr der Jäger fort. Wenn sie von ihm durchnäßt werden, verlieren sie leichter die Winterhaare.“

Das war uns alles interessant, aber noch lieber hätten wir Gamsen selbst gesehen. Doch daran war, wie uns der Jäger versicherte, vor Abend nicht zu denken.

Indem wir die Höhe mit dem Fernglas fruchtlos absuchten, bemerkten wir, daß der Steig, der sich gut kennbar zum Grate hinaufzog, in geringer Entfernung von diesem plötzlich aufhörte und in steile Wände verlief. Als wir dem Jäger unsere Verwunderung darüber ausdrückten, antwortete er:

„Der Steig, den ihr seht, war in früherer Zeit wohl einmal bis zur Höhe des Grates angelegt. Wir haben ihn aber mit Pulver weggesprengt, weil von drüben sehr häufig Leute herüber kamen, die unsere schönsten Fichtenstämme anhieben, um Harz zu gewinnen und Pech daraus zu bereiten, so daß die Bäume an den weit klaffenden Wunden zu Grund gingen — und auch weil sich die Wildschützen gerne herüber verirrt, um Hirsche und Gemsen in unserem wildreichen Gehege zu stehlen. Jetzt lassen sie es wohl bleiben, denn über die Wände traut sich an der abgesprengten Stelle keiner herüber.“ — „Wie wäre es, wenn einer von uns in das Legföhren-Gegestrüpp hinaufstiege, würden da die von den Gemsen ausgestellten Wachen nicht ihren Warnungs-Ruf von sich geben, so daß die anderen erschreckt das Weite suchten und wir sie da unten zu sehen bekämen?“ — frug Jemand aus der Gesellschaft.

„Das wäre wohl möglich“, erwiderte der Jäger. „Indessen sehe ich aus euren Worten, daß auch ihr an das Märchen von den ausgestellten Gemswachen glaubt, welche den herannahenden Feind verrathen. So verhält es sich nicht. Seid ihr noch nie im Walde gegangen und habt beispielsweise den eigenthümlichen Laut vernommen, welchen ein Baum specht bei eurem Anblick von sich gibt? Dieser Laut drückt seine Ueberraschung aus, für das Wild aber, welches sich etwa in der Nähe aufhält, ist es das Signal zur Flucht. Gerade so ist es mit vielen anderen Thieren und auch mit der Gemse. Wenn sich die Gemse gesättigt hat, so legt sie sich auf das Gestein zur Ruhe. Bemerket sie irgend etwas Außergewöhnliches, wie die Annäherung eines Menschen, so stößt sie einen gellenden, pfeifenden Ruf aus, der allerdings die übrigen, wenn sie ihn vernehmen, zum Davonlaufen veranlaßt. Wenn ein junges Rehkitz einen Fuchs erblickt, so gibt es einen ähnlichen Ton, welchen wir Jäger Stoßlaut nennen, von sich. Dann kommt die Rehgais herbei und vertheidigt ihr Junges durch lautere Rufe, vor welchen Reinecke nicht selten die Flucht ergreift. Sämmtliche in der Wildheit lebende Thiere sind scheu, denn sie haben zu viele Feinde.“

„Manche wehren sich aber doch tapfer und greifen sogar den Menschen an,“ bemerkte einer der Genossen. „So hat man ja schon öfter gelesen, daß Leute, welche ein Adlernerst ausgehoben haben, zu welchem sie an einem Stricke hinabgelassen worden waren, auf dem Rückwege von dem alten Adler angegriffen wurden. Ich erinnere mich sogar irgendwo die Schaudergeschichte gefunden zu haben, daß ein verwegener Jäger, in dieser Weise von dem Adler

angegriffen, im Angestüme der Vertheidigung mit dem scharfen Messer, mit welchem er sich wehrte, den Strick, an welchem er selbst hing, zu drei Vierteln durchschnitt, so daß er nur noch an wenigen Schnüren über dem Abgrund schwebte.“

„Das sind alles Erfindungen und Lügen“, entgegnete der Jäger. „Jedes Thier fürchtet sich vor dem Menschen, und so einem armen Kerl von Adler, dem man seine Jungen davon trägt, fällt es trotz seines spitzen Schnabels und seiner Klauen nicht ein, sich an einen Jäger zu wagen. Doch eine Ausnahme muß ich zugeben. Wenn der Gemsbock verwundet ist und keinen Ausweg mehr sieht, dann kommt es allerdings vor, daß er geraden Weges auf seinen Verfolger losgeht. Schaut euch den Wasserfall dort oben an, der von jenem Schneefeld herunter kommt.“

„Den, welcher über die Felswand dort den Bogen macht?“

„Den nämlichen. Dort ist mir einmal ein solcher Fall vorgekommen. Der alte Gaber — ihr kennt ihn ja — hatte einen Gemsbock angeschossen, die Kugel war diejem in die Brust gedrungen, es war ein sogenannter Leberchuß. Mit dieser Wunde versteckte sich, so viel der Gaber gesehen hatte, der Gemsbock dort irgendwo in einem Felsenkessel. Da er schon zu alt, um ihm an diese schwierige Stelle zu folgen, und vorauszusehen war, daß durch die gewaltsamen Bewegungen, welche das Thier vor dem Berenden zu machen pflegt, es von seinem sicherlich nur wenige Fuß breiten Zufluchtsort in den Abgrund hinabstürzen mußte, aus welchem es nur mit der größten Mühe heraufgeholt werden konnte, so bat er mich dort hinzusteigen, wo sich der Gemsbock befinden mußte. Er wollte sich gegenüber an den leicht zugänglichen Hang dort setzen, damit der Bock, wenn er von mir aufgeschreckt davon liefe, von ihm mit der Kugel erreicht werden könnte. Ich stieg also hinauf und bemerkte bald, daß der Bock gerade zwischen dem Wasserfall und der Felswand sich verborgen hatte, so daß der Sturz des Baches in hohem Bogen über ihn hinweg ging. Dorthin ein Gewehr mitzunehmen, ist, wie ihr seht, wegen der Steilheit der Wände, an welchen man sich mit Händen und Füßen forthelfen muß, ganz und gar unmöglich. Ich behielt also nur mein Jagdmesser, meinen Knicker, bei mir, um den tödtlichen Streich damit auszuführen. Es ist dort so steil, daß ich sogar meine Schuhe ausziehen mußte, um mir mit den Behen einen besseren Halt zu verschaffen. So hing ich an der Felswand wie eine Fliege an der Stubendecke. Endlich war ich so nahe gekommen, daß mich der

Wasserstaub des Sturzes schon benezte und mir die Augen blendete. Ich war etwa fünfzehn Schritte von dem Bock entfernt, als dieser mich wahrte und sich sofort erhob, um auf mich los zu gehen. Er sprang unter dem Wasserfall hervor und stürzte gerade auf mich zu. Diesen Augenblick meiner höchsten Gefahr wahrte auch der Gabel und rief mir zu: „Geh zurück!“ Schießen durfte er nicht, weil er bei der Nähe, die der wüthende Bock erreicht hatte, eben so gut mich als diesen treffen konnte. Es gelang mir, um einige Schritte zurückzuweichen. Als der Bock dies sah, kehrte er unter den Wasserfall zurück. Es war nicht möglich, dem Thiere beizukommen. Endlich bemerkte ich, daß es für einen Augenblick den Grind (Kopf) wieder gegen mich herdrehte, um mich zu beobachten. Da hielt ich mich mit aller Macht mit der linken Hand an einer kleinen Hervorragung des Felsens an, mit der rechten warf ich einen Stein, der los auf der Kante gelegen hatte, und traf ihn damit auf die Stirne. Darauf ein plumpsendes Geräusch und er lag im Abgrund. Am nächsten Tage ließen wir einen Holzknecht am Seil hinab. Der packte den Gemswildbock in einen Sack. Zuerst wurde der Sack von uns aus der Schlucht heraufgezogen, sodann der Holzknecht.“ —

„Aber wie ist es denn mit Wildschützen hier im Gebirge?“ frug einer von uns, nachdem der Jäger eine Weile seine Erzählung geendet und wir nachträglich

uns noch den Schauplatz dieses Auftrittes, den Wasserfall, die Felswand und den tiefen Abgrund genau betrachtet hatten.

„In dieser Gegend kommen wenig vor“, erwiderte der Waidmann. „Wo ich früher war, an einer anderen Grenze gegen das Salzburgerische hin, dort hatten wir mehr mit den Spitzbuben zu thun.“

Er blinzelte und wandte sich ab, und wir konnten ihm ansehen, daß er es für besser hielt, über gewisse Dinge zu schweigen, die dort in der Felsenwildniß sich zugetragen haben konnten.

Wir verließen die Jagdhütte, gingen in den Schatten einiger Alhorne, welche auf der Aue ihr weites Geäst ausbreiten, und verzehrten den mitgenommenen Mundvorrath.

Endlich wurde es Abend und wir mußten für heut an die Heimkehr denken. Der Jäger grüßte uns aus der Hütte nach und wir verschwanden ihm unter den Felsblöcken. Hier hielten wir uns noch einen Augenblick auf, um die Hütte mit Alpenrosen zu schmücken.

Die Kalkwände uns gegenüber flammten, von den Strahlen der sinkenden Sonne getroffen, auf und glichen den Kohlen auf brennendem Herd. Die Wolken, welche an ihren Gipfeln hingen, erschienen durch den Farbengegensatz jetzt grau und düster, und es schaute in der That aus, als lodere der ganze Berg und die Wolken seien der vom Brande aufsteigende Rauch.

Der Auswanderer.

Von
Julius Sturm.



Der Winter ist kommen,
Die Felder sind leer,
Ich suchte nach Futter
Vergeblich umher.

Da schnürt' ich mein Bündel,
Es zwingt mich die Noth,
Zu meiden die Heimath,
Wo Hunger mir droht.

Nun wandr' ich in Eile,
Und werd' ich auch müd,
Ich suche ein Land mir,
Wo's grünet und blüht.

Doch lenzt es erst wieder,
Dann fehr' ich nach Haus
Und eile voll Sehnsucht
Den Schwalben voraus;

Und feire mit Liedern
Des Wiedersehens Fest
Und bau' in der Heimath
Auf's neue mein Nest.

Räthsel.

Von

Friedrich Güll.

1.

Mit **a** bin ich ein Vogel,
Der lieber läuft als fliegt,
Sich lieber duckt im Dickicht,
Als in der Luft sich wiegt.

Mit **e** ein Steig im Hause,
Im Thurme hoch hinan,
Wenn auch nicht flach und eben,
Doch eine sichere Bahn.

Mit **u** ein Haufe Krieger
Zu Einem Leib vereint,
Geführt von Einem Führer
Entgegen kühn dem Feind.

2.

1.

Ob man mich gliedert: zwei und eins, ob: eins und zwei,
Das ist gleichgiltig mir und ist mir einerlei.

II.

Bei vielen Thieren und bei jedem freien Tisch
Findst du mich mehrfach, nur nicht bei dem Wurm und
Fisch.

I. und II.

In Delphi hört' ich einst geheimnißvolle Sprüche,
Und jetzt bin ich beim Schmied und bin in jeder Küche.

3.

Bin in der Blut,
Bin in der Blut,
Sedoch im Wasser nicht, und nicht im Feuer;
Bin im Koloß,
Der riesengroß,
Doch nicht im Ungethüm und Ungeheuer.

4.

Mit **R** und **F** sei'n deinem Wesen eigen
Wir Zwei im Tichten, Trachten, Reden, Schweigen.

Von

Robert Löwike.

1.

Kennt ihr wohl einen guten Freund,
Der alles, was er euch erzählte,
Stets sagte, wie er es gemeint,
Der nie die Wahrheit euch verhehlte?
Sein Antlitz gleicht dem klaren Quell,
Ist er allein in seinem Zimmer;
Doch kommt ein Andern zu ihm schnell,
So wechseln seine Züge immer.
Wer ihn jedoch zu oft befragt,
Wer zu viel auf sein Urtheil giebt,
Von dem hat immer man gesagt,
Daß er sich selbst am meisten liebt.

2.

Mein Wörtchen ist — das merk' genau —
Ein Mädchen oder eine Frau,
Und wenn's am letzten ihm gebriecht,
So findest du das Wörtchen nicht.

3.

Ich weiß eine kleine, emsige Schaar,
Die dient dir treulich schon manches Jahr,
Hat nimmer Lob oder Lohn begehrt
Und wird nur wenig von dir geehrt.
Es schaffen im engen Kämmerlein
Die Diener alle verträglich und fein,
Um willig und gern zu allen Zeiten
Dir, wenn du befehlst, dein Mahl zu bereiten.
Wird einer von ihnen je krank und schwach,
So bringt er dir selber viel Weh und Ach,
Und wenn die Diener einst von dir scheiden,
So hast du beim Abschied noch viel zu leiden. —
Nun wirst du die treuen Diener kennen.
Kannst du mir wohl ihren Namen nennen?

4.

Mit **e** hat es viel kurze Glieder,
Mit **n** tragen's Klosterbrüder.

Anflösung der Räthsel Seite 93.

Räthsel von **Friedrich Güll.**

Der Kenner.

Räthsel von **Friedrich Oldenberg.**

1. Rothschild.

2. Sie — Eis.

Knackmandeln

von Robert Löwike.

Die Knackmandeln 1 und 2 enthalten zwei Köffelsprung-Aufgaben, deren Lösung unsern Lesern nicht schwer werden wird. Zunächst kommt es darauf an, die Anfangsilbe aufzufinden, und wer die großen Anfangsbuchstaben der einzelnen Silben recht beachtet, wird bald gefunden haben, was er sucht. Dann gilt es, unter Berücksichtigung der Gangweise des Köffels oder Springers, immer Silbe an Silbe zu fügen, bis endlich jedes Feld des Schachbrets an der Reihe gewesen ist. Für diejenigen unserer Leser, welche das Schachspiel nicht verstehen, erwähnen wir noch, daß der Springer bei einem Zuge immer zwei Schritte zu machen hat, und zwar den ersten gerade und den zweiten schräge oder umgekehrt. *) Nun also frisch an's Werk!

In dem Inhalt jeder der beiden Köffelsprung-Aufgaben werden die meisten von unsern Lesern einen guten Bekannten finden.

I.

fer	tie-	ses,	nen	Wald-	steigt,	nes	en,
gro-	schö-	waf-	fer	eb-	Au-	die	den
mer	nicht	ein	wächst	ten	Land,	Und	Land
gen	dort	im-	en,	wie	das	Strö-	Wo
mehr	in	lan-	ist	Korn	Gar-	zu	von
in	Und	Wenn	ein	schau-	steigt	Das	men
man	brau-	Hö-	bin-	Ge-	schau-	un-	ter
ben	man	langt	send	fern	un-	nach,	men,

II.

le-	nacht-	Weg	ab	Die	Vol-	and-	dort
nach	kann	Ge-	Hier	rer	her-	ich's-	der-
te	gen-	Küß-	ret	send'	sun-	Von	kein
ihn	weg-	hoh-	Durch	Ver-	En-	strauch	Hol-
heit	Gaf-	den	ge-	se	birgt	führt	ihm,
lan-	mein	die-	fol-	ges	men;	der	ver-
se	ist	er-	Des	er	stig.	mich	Es
Pfeil	gen;	muß	gün-	gern.	We-	kom-	Dort

III.

Ich habe eine gewisse Zahl im Sinne, nehme von derselben den dritten Theil und vermehre ihn um 12. Das Resultat, welches ich so erhalte, beträgt ebenso viel, als wenn ich 12 vom Dreifachen der gedachten Zahl abziehe. Welches ist die gedachte Zahl?

IV.

Vermehre ich eine gewisse Zahl um 8 und nehme von der so erhaltenen Summe den dritten Theil, so beträgt derselbe ebenso viel, als wenn ich 8 von der gedachten Zahl subtrahire und den Rest mit 3 multiplicire.

Welches ist die gedachte Zahl?

V.

Wenn ich eine gewisse Zahl von 100 abziehe, so behalte ich ebenso viel übrig, als wenn ich die Zahl 100 von dem Neunfachen der gedachten Zahl abziehe.

Welches ist die gedachte Zahl?

VI.

Ich habe 3 Zahlen im Sinne, deren Summe 84 beträgt. Dividire ich die erste durch die zweite, so erhalte ich 3; dividire ich die zweite durch die dritte, so erhalte ich 5.

Welches sind die 3 gedachten Zahlen?

Auflösung der Knackmandeln Seite 94.

I.
K
A A R
E S S E N
B R E S L A U
K A S S A N D R A
S T E N D A L
L A D E N
O R T
A

II.
A
I N N
V A T E R
S C H W E I Z
A N T W E R P E N
S P E R B E R
P U P P E
L E U
N

III.
D
M A X
H A R F E
S T A M B U L
D A R M S T A D T
P U L T A W A
B L A T T
I D A
T

*) Siehe „Deutsche Jugend“ Knackmandeln, Band XI Seite 188.

